C. M. Wieland.

C. M. Wielands
Leben.

Neu bearbeitet

von

J. G. Gruber.

Mit Einschluß vieler noch ungedruckter Briefe Wielands.

Erster Theil.

I. und II. Buch.

Mit dem Portrait Wielands.

Leipzig,
bei Georg Joachim Göschen 1827.

C. M. Wielands sämmtliche Werke.

Funfzigster Band.

Neu bearbeitet

von

J. G. Gruber.

Wielands Leben I. Theil.

I. und II. Buch.

Mit dem Portrait Wielands.

Leipzig,

bei Georg Joachim Göschen. 1827.

Div. 3286

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Als ich in den Jahren 1813 und 1814 an der bei Brockhaus erschienenen Schilderung von Wielands Leben und Wirken arbeitete, machten es die damaligen Zeitumstände und meine eigne Lage mir unmöglich, so genaue Erkundigungen einzuziehen, als ich sie wünschte, und ich war selbst nicht so glücklich, von denen, die ich um Mittheilungen gebeten hatte, Antwort zu erhalten. So kam es denn, daß man in jener Biographie zwei Irrthümer hat nachweisen können. Ungeachtet ich nun von dem einen habe beweisen können, daß er nicht auf meine, sondern auf Wielands eigne Rech-

nung zu setzen sey; *) so bleibt die Schuld des andern doch auf meinem untreuen Gedächtniß, und ich hielt es daher um so mehr für meine Pflicht, jetzt, da ich ohne Zweifel das Letzte, was ich über Wieland schreibe, dem Publikum übergebe, über alle sein Leben betreffenden Umstände nochmals die genauesten Erkundigungen einzuziehen. Diesmal hat mich das Glück besser begünstigt. Aus Schwaben, aus der Schweiz, aus Erfurt, aus Weimar, Leipzig, Dresden und Hamburg, habe ich zwar nicht alle Nachrichten, die ich wünschte, aber deren doch sehr viele, theils bestätigende, theils berichtigende, theils neue erhalten, wofür ich mich den würdigen Männern und Frauen,

*) Er betrifft Wielands Geburtsort. In C. M. Wielands Selbstschilderung als Erläuterung der die letzte Ausgabe begleitenden Kupfersammlung (Leipz. 1826. bei Fr. Fleischer, auch als Supplementband zu dieser Ausgabe dienend), habe ich nicht nur aus vielen gedruckten Stellen, sondern auch mit Wielands eigner Handschrift bewiesen, daß er stets Biberach als seinen Geburtsort genannt hat. So hatte er mir es auch stets mündlich gesagt.

denen ich sie danke, aufs innigste verpflichtet bekenne. Namentlich muß ich die seltne freundschaftliche Gefälligkeit des Herrn Archivar D. Erhard rühmen, mit welcher er mir Aktenstücke über Wieland, die er selbst so eben herauszugeben im Begriff war, in Abschrift mittheilte. *) Außerdem konnte ich jetzt folgende Quellen benutzen:

1) Briefe teutscher Gelehrten. Aus Gleims litterarischem Nachlasse herausgegeben von W. Körte. 3 Bände.

---

*) In Hinsicht auf Mehreres, was über Wielands Leben in Erfurt hier nur Auszugsweise mitgetheilt ist, verweise ich auf den zweiten Heft von Herrn D. Erhards Ueberlieferungen zur vaterländischen Geschichte, worin er mittheilen wird, was er von und über Wieland in dem Archiv der Erfurter Universität aufgefunden hat. Frühere Nachrichten aus Erfurt verdankte ich durch die Güte des Herrn Prof. Petri einem Zeitgenossen Wielands, dem Herrn Prälaten Muth. Vielleicht hat sich dabei in Beziehung auf den P. Jordan Simon (Seite 532) ein Gedächtnißfehler eingeschlichen; ich bin aber nicht im Stande gewesen, ihn zu berichtigen.

2) Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland, herausgegeben von Ludw. Wieland. 2 Bände. Wien 1815.

3) Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde in den Jahren 1751 bis 1810 geschrieben. 4 Bände. Zürich 1815 u. 1816.

4) C. M. Wielands Briefe an Sophie von La Roche, herausgeg. von Franz Horn. Berlin 1820.

5) Friedrich Heinrich Jacobi's auserlesener Briefwechsel. 2 Bde. Lpz. 1827.

6) Briefe von Wieland und Nachrichten über ihn in den Morgen- Abend- und Mitternachtblättern, dem Gesellschafter u. a. Zeitschriften.

7) Laudatio Wielandii. Oratio habita a C. Ph. Conz. Tübingen 1818.

8) Mehrere seitdem erschienene Briefsammlungen und Biographien von Wielands Zeitgenossen.

9) Eine bedeutende Anzahl noch ungedruckter Briefe Wielands aus Weimar und Osmanstädt.

So war ich denn nicht um Stoff, sondern weit öfter um die Auswahl aus demselben verlegen, und ich muß bekennen, daß ich durch die Menge desselben mich oft in der freien Bewegung gehemmet gefühlet habe. Es kam aber hier nicht blos darauf an, nur bewährte Thatsachen darzustellen, sondern auch die Ueberzeugung zu geben, daß alle dargestellten Thatsachen wirklich bewährt sind. Wieland hat noch immer eine ansehnliche Partei gegen sich, durch welche die grundlosesten Urtheile über sein Leben und seine Schriften in Umlauf gekommen sind. Die Meisten davon kennen sein Leben so wenig, als sie seine Schriften gelesen haben, scheuen sich aber nicht, die härtesten Beschuldigungen und gröbsten Verleumdungen gegen beide auszusprechen, und vor Wieland zu warnen wie vor dem leidigen Satan. Hört man diese

Herren, so sollte man glauben, Wieland habe seine Nazion an den Abgrund des ungeheuersten sittlichen Verderbens geführt, und habe, gleichgültig für Wahrheit und Tugend, mit seinen Schriften die Grundpfeiler der öffentlichen und häuslichen Glückseligkeit untergraben. Man sollte es für unmöglich halten, daß ein Mann dieses vermocht habe, dem sie zugleich Genie und Geschmack absprechen, ein Mann, der blos zusammen geborgte Gedanken nicht einmal in einem sonderlichen Stil hat vortragen können. Gar manchem von dieser Partei dürfte es freilich ergehen wie jenem Einen, dem eine von ganz Teutschland hochgeachtete Dame ein Gedicht von Göthe mittheilte, worüber er in enthusiastische Bewunderung ausbrach. Ein zweites Gedicht von Wieland erfuhr die bitterste Kritik, bis die Dame lachend den Eifer mit den Worten unterbrach: „Aber, mein Herr, das erste Gedicht war von Wieland, das zweite von Göthe.“ Man hätte vermuthen sollen, daß

Göthe's meisterhafte Beurtheilung Wielands zur Berichtigung der Urtheile über ihn aufs kräftigste hätte wirken müssen; allein nur Einigen hat sie ein höchst mäßiges und kaltes Lob abgezwungen. Was nun Göthe nicht vermocht hat, wie sollte ich das mir zutrauen? Nein, ich erwarte gar nicht, von diesen Anklägern Wielands gelesen zu werden, und also auch nicht, sie zu einem gerechteren Urtheil zu bewegen. Noch giebt es aber Viele, die zu einem gerechten Urtheile geneigt, jedoch durch die Anklagen jener Partei — unter der sich unleugbar sehr achtungswerthe und verdiente Männer befinden — daran verhindert sind. Diesen alle zu einem gerechten Urtheil erfoderlichen Punkte und Umstände so vor Augen zu legen, daß ihnen kein Zweifel bleiben kann, welches Urtheil die Gerechtigkeit erheische, war mein Vorsatz. Hätte ich nun blos bewährte Thatsachen dargestellt, so hätte ich bei ihnen leicht in den Verdacht eines bloßen Lobredners kommen können. Um dieses zu vermeiden,

schien mir nothwendig, die Ueberzeugung zu geben, daß alle angegebene Thatsachen wirklich bewährt sind; welcher Zweck nur durch Vorlegung der Aktenstücke selbst sicher zu erreichen war. Ich habe daher aus mehr als zwölf Bänden des Wielandischen Briefwechsels alles das herausgehoben, was zur Charakterisirung Wielands wesentlich ist; und eben das, was für die Unparteiischen nothwendig schien, wird, hoffe ich, den Verehrern Wielands angenehm seyn; sie erhalten somit gleichsam die Quintessenz jener sämmtlichen Briefsammlungen. Was ich für die, welche Wieland noch nicht aus seinen Schriften kannten, durch eine Anthologie aus diesen, die zugleich seine Selbstschilderung ausmacht, in den Erklärungen der Kupfer zu seinen Werken zu bewirken versucht habe, dasselbe habe ich hier in Ansehung seiner Briefsammlungen gethan. Man wird leicht erkennen, daß ich mit der größten Unparteilichkeit verfahren bin, nicht bestochen von Verehrung, Dankbarkeit und Liebe, die ich für den ehr=

würdigen Greis, der mir im Leben so viel Wohlwollen bewiesen hat, und der bei unserm letzten Abschied eben so gerührt war wie ich, freilich stets treu in meinem Herzen bewahren werde. Es brauchte aber hier nichts bemäntelt und beschönigt zu werden, denn Wieland hatte Recht zu sagen: „Ich habe noch nie bei einem guten Menschen dadurch verloren, daß er mich genau kennen gelernt hat.“

War das Bisherige nöthig für die Schilderung des Menschen, so schien ein Anderes nöthig, um dem Schriftsteller Wieland die gebührende Gerechtigkeit zu verschaffen. Hiezu giebt es kein sichreres Mittel, als Wielands Streben und Wirken im Zusammenhange nicht nur mit dem litterarischen Streben und Wirken seiner Zeit, sondern unserer gesammten Litteratur überhaupt, darzustellen. Wielands schriftstellerisches Leben mußte daher zugleich die Bildungsgeschichte eines halben Jahrhunderts umfassen; nur aus dieser

erklärt sich, wie er wurde, wie er eingewirkt hat, und — ob wir ihm etwas zu verdanken haben, und was.

Alle diese Rücksichten haben mir so unerlaßlich geschienen, daß ich mich unmöglich darüber, sie genommen zu haben, entschuldigen kann. Wünschen muß ich jedoch, daß mein Freund Göschen nicht darunter leide, daß mein Stoff über mein eignes Erwarten angewachsen ist. Die Freunde Wielands werden ihn aber, dies hoffe ich zuversichtlich, nicht darunter leiden lassen, zumal wenn sie erfahren, daß der folgende Band eine Reihe noch ungedruckter Briefe Wielands aus seiner interessantesten Periode enthält, welche die Schilderung Wielands im eigentlichen Sinne erst vollenden.

Halle den 24. Febr. 1827.

Gruber.

Erstes Buch.

Bayerische Staatsbibliothek München

I.

Zu Biberach in Schwaben, jetzt zum Donaukreise des Königreichs Wirtemberg gehörig, lebte, als die Stadt noch eine freie Reichsstadt war, seit langer Zeit ein Geschlecht der Wielande, dessen sämtliche Glieder, beinahe von der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts an, ansehnliche öffentliche Aemter in dieser kleinen Republik verwaltet, und um dieselbe sich wohlverdient gemacht hatten. Der Letzte dieses Geschlechts, der in seiner Vaterstadt starb, war Matthäus Wieland, der Vater des Dichters Christoph Martin Wieland, dessen Name in keinem Theile der gebildeten Welt ganz unbekannt geblieben ist.

Als unser Dichter am 5. September des Jahres 1733 geboren wurde, war sein Vater Prediger zu Ober-Holzheim, einem zum Gebiete der Stadt Biberach gehörigem Dorfe, vier Stunden von derselben, unfern der nach Ulm führenden Landstraße, gelegen. Nicht lange darauf ward er nach Biberach versetzt, wo er anfänglich Prediger an der Marien-Magdale-

nenkirche, und zuletzt Senior des geistlichen Ministeriums war. So kam noch als ganz kleines Kind unser Wieland nach Biberach, und dies mag wol die Ursache seyn, warum er von Biberach nie anders als von seiner Vaterstadt sprach, und überall behauptet, daß er auch daselbst geboren sey. In Biberach wurde sein einziger Bruder geboren, der in seinem Jünglingsalter an einer vieljährigen außerordentlichen Engbrüstigkeit starb.

Keiner seiner Voreltern hatte bedeutende Glücksgüter erworben, vielmehr schien sie, wenigstens bis zum vierten aufsteigenden Grade von ihm an gerechnet, das Glück geflohen zu haben, und was ihm noch einige bessere Aussicht hätte geben können, vernichtete der funfzehnjährige Prozeß einer Großmutter, welche das Schicksal, zum Vortheil der Advokaten und Nachtheil ihrer Nachkommen, mit einer ungemeinen Prozeßlust begabt hatte. Der Enkel tröstete sich gern damit, daß seine Ahnen seit ein Paar Jahrhunderten den Ruhm der ehrlichsten und edelmüthigsten Leute in ihrer Vaterstadt behauptet hatten, und daß sein Vater an eine solche Reihe von Voreltern sich würdig anschloß. Dieser treffliche Mann, da er seine Kinder nicht durch die Geburt in Umstände versetzt sah, die zur leichteren Begründung ihres dereinstigen Glückes dienen konnten, wendete desto größere Sorgfalt auf ihre

Erziehung; und die mannichfaltigen Entbehrungen, welche dadurch nöthig wurden, half auch seiner häuslichen Gattin — einer gebornen Kieke — die Mutterliebe gern erleiden. Um an dem Nöthigsten nichts fehlen zu lassen, war sie aufs sorgfältigste bedacht, nicht nur als kluge Wirthin jede unnöthige Ausgabe zu vermeiden, sondern auch alles zu erhalten, was doch irgend einmal noch gebraucht werden könnte. Still lächelnd sah ihr Sohn ihr noch in späteren Jahren zuweilen zu, wie sie selbst die Reste aus Arzneiflaschen zusammen goß, weil es ja Schade darum sey, wenn sie ungebraucht bleiben sollten. Sie war übrigens eine Frau von der sanftesten Gemüthsart, wenn gleich nicht ohne leichte Reizbarkeit, und von ihrem Naturell scheint das Meiste auf ihren Sohn übergegangen zu seyn. Scherzend behauptete dieser öfters, daß seine Mutter ihm auch sehr viel Zärtlichkeit angeboren haben müsse, denn wie lasse sich sonst erklären, daß er schon als einjähriger Knabe seine Greth, eine ziemlich häßliche Wärterin, mit einer Art von Leidenschaft geliebt haben solle. Bald darauf war es seine Mutter, der er hauptsächlich seine Neigung zuwendete, so wie er die ihrige in hohem Grade besaß. Wahrscheinlich dankt er auch ihr seine frühe Neigung zur Reinlichkeit; und wenn er Recht hat, ein Kind mit dieser frühen Neigung für ein Kind von guter Hoffnung

anzusehen, *) so gab es nicht leicht ein Kind von besserer Hoffnung als ihn, der lieber hungern, als sich beschmutzen wollte. Einst war ihm sein Dreier, wofür er beim Gange in die Schule sich sein Frühstück einzukaufen pflegte, aus der Hand und in den Rinnstein gefallen; mit Betrübniß sah er ihn dort liegen, aber konnte sich nicht entschließen, ihn heraus zu langen, ließ ihn liegen, und hungerte.

Schon in seiner ersten Kindheit aber bemerkte man an ihm auch eine besondere Anlage zum Ernst, der sich sogar in seinen Kinderspielen äußerte. Dieser war ihm vom Vater angestammt, und wurde durch dessen Beispiel verstärkt, welches auch in anderer Hinsicht von sehr bedeutendem Einfluß auf des Sohnes Leben und Wirken geworden ist. Dies macht ein Wort über des Vaters Bildungsgeschichte ganz unentbehrlich.

Die Mutter seines Vaters hatte in einer schweren Schwangerschaft einen von ihren zwei Söhnen durch ein Gelübde dem geistlichen Stande geweiht. Der ältere Bruder studirte diesemnach Theologie. Da dieser aber plötzlich starb, erhielt ihr zweiter Sohn, Matthäus, der zu Tübingen die Rechte studirte, unerwartet den mütterlichen Befehl, zur Theologie überzugehen.

*) S. Bd. 49. S. 296.

Zu diesem Behuf begab er sich nach Halle,*) zu einer Zeit, wo von der dasigen neubegründeten, blühenden Universität ein neuer Geist in Theologie und Philosophie über Teutschland sich ausbreitete: der Geist der Theologie durch Speners Anhänger, Breithaupt, Anton, Franke und Joachim Lange; der Geist der Philosophie durch Christian Wolf und dessen Schüler. Das Hauptstreben der neuen theologischen Schule war nach Speners eigner Angabe: „die Theologie hauptsächlich und allein aus dem in unserer Kirche erkannten alleinigen Prinzip des Glaubens der heiligen Schrift vorzustellen, und die Glaubenslehren allezeit so zu lehren, wie daraus nothwendig die Früchte des Glaubens und Lebens fließen müssen, um von der Einbildung, durch bloßes Wissen selig zu werden, oder alle Kraft des Glaubens in dasselbe zu setzen, abzuführen." Daß auf diesem Wege viel Wünschenswerthes erreicht und geleistet worden, wer könnte dies läugnen? Unglücklicher Weise räumte man aber einem Gefühlsglauben zu viel ein, worin freilich wunderbare Ereignisse und wunderbar Ausgeführtes, wie sich im Leben des frommen und sanften

*) Zufolge der Matrikel dieser Universität wurde er daselbst unter Frankes Prorektorat am 5. April 1717 immatrikulirt.

Hermann August Franke findet, einen ohnedies religiösen Sinn nur zu sehr und zu leicht bestärken konnten. Aus solcher Quelle entsprang jener Hallesche Pietismus, der zu seiner Zeit eben so viele Anhänger als Gegner fand, der Letzteren Unduldsamkeit ging leider bald genug auch in die Schule des Pietismus über, die, während sie den religiösen Schein, ja die Schwärmerei, begünstigte, die anders Meinenden zu verfolgen anfing. Die Gelegenheit hiezu hatte sie in der Nähe, an Wolf und seiner Philosophie. „Wolfs Philosophie, die darauf ausging, worauf jede Philosophie ausgehen sollte, alles aus Gründen, welche als gewiß erkannt sind, herzuleiten, und auf bestimmte Begriffe zurückzuführen, konnte unmöglich den Beifall seiner theologischen Kollegen haben, und Wolf unmöglich von dem Mangel an Methode, den sie sich in ihrem Unterricht zu Schulden kommen ließen, erbaut seyn. Erlaubte er es sich gar in seinen Vorlesungen, der Schwächen seiner theologischen Kollegen nicht zu schonen (was er allerdings, wiewol nicht ohne Reizung gethan hat); so war wol nichts natürlicher, als daß hieraus eine persönliche Feindschaft entstehen mußte. Diese Feindschaft mochte lange Zeit beide Theile um so mehr gegen einander erbittert haben, da mehrere Theologen Wolfs Grundsätze ihren Zuhörern als

gefährlich dargestellt, und sie von seinen Vorlesungen abzuhalten gesucht, Wolfs Vorlesungen aber dennoch immer mehr Beifall gefunden hatten." *) Im Jahre 1721 wurde der Kampf öffentlich, und durch Lange's Leidenschaftlichkeit gedieh es dahin, daß Wolf am 8. November 1723 seines Amtes entsetzt, und ihm bei schimpflicher Lebensstrafe geboten wurde, binnen 48 Stunden die Preußischen Staaten zu verlassen. Der siegende Pietismus ahnete in seiner jetzigen Freude nicht, daß eben dieser Sieg ihm dereinst eine desto größere Niederlage bereiten würde.

Während der ersten Zeit dieser Parteiungen und Gährungen studirte nun Wielands Vater zu Halle. Da er schon aus der Wirtemberger Schule manche mystische dunkle Idee mit dahin gebracht hatte, so zog ihn dies allerdings zu der theologischen Schule hin, jedoch keineswegs so sehr, daß leidenschaftlicher Eifer ihn für die Verdienste der andern Partei hätte blind machen können. Er schätzte auch Wolf und deren Philosophie, deren Klarheit und Bündigkeit seinem Verstande sehr zusagte. Deshalb weckte das, was er sah und hörte, nicht einen blind eifernden Parteigeist, sondern im Gegentheil den Geist

---

*) Worte Hoffbauers in dessen Geschichte der Universität zu Halle. S. 104 fgg.

der Duldsamkeit in ihm auf, und die Folgen der Unduldsamkeit, die er nach seinem Abgange von der Universität erfuhr, machten diesen noch wirksamer in ihm, so daß er sich während seines ganzen Lebens als ein Muster der Duldsamkeit bewieß. Indeß hatte doch die theologische Schule so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er sich nie ganz über den Zauberkreis hinaus wagte, den diese um ihn gezogen hatte. Jahr aus Jahr ein predigte er die Heilsordnung, und als sein Sohn in den männlichen Jahren ihm einstmals Vorstellungen deshalb machte, erklärte er, es könne ja noch immer Einer in der Gemeine seyn, dem die Heilsordnung noch unbekannt sey, und dieser Eine müsse ihm mehr gelten als alle Unterrichtete. Mit gleicher Gewissenhaftigkeit verfuhr er in seinem häuslichen Kreise, sorgsam bemüht, dem zarten Gemüthe des Kindes die Religion so einzupflanzen, wie er mit Spener glaubte, daß sie allein zum wahren Heil gereiche. Beispiel wirkte noch mehr als Unterricht, und das Herz des Knaben ward vom zartesten Alter an mit reiner Pietät erfüllt.

Was in seinem Vater sich von Pietismus befand, war echter Art, und konnte keinen Verdacht eines Scheinenwollens erregen, unzertrennlich aber war damit jener gehaltene Ernst verbunden, der ein von der Welt abgewendetes Leben zu begleiten pflegt, und auch der prie-

sterlichen Würde vornehmlich zu geziemen schien.

Der Sohn, für alles leicht empfänglich, war es für des Vaters Beispiel auch in dieser Hinsicht, und wahrscheinlich bewog dies den Vater, mit der geistigen Bildung desselben frühzeitiger zu beginnen, als es sonst wohl rathsam seyn dürfte, zumal bei einem Knaben von so schwächlicher Natur, wie die seinige wenigstens schien.

Noch hatte der Knabe nicht sein drittes Lebensjahr zurück gelegt, als sein Vater ihm schon Unterricht zu ertheilen anfing, und um so eifriger damit fortfuhr, je freudiger er bemerkte, daß sich die größte Lernbegier mit der schnellsten Fassungskraft in seinem Sohne vereinigte. Die Anlagen waren trefflich, und selten der Fleiß des Knaben. Durch den Unterricht, den er theils von seinem Vater, theils in der öffentlichen Schule seiner Vaterstadt erhalten, hatte er in seinem vierzehnten Jahre nicht nur einen guten Grund im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, in der Mathematik, Logik und Geschichte gelegt, sondern auch im Zeichnen und in der Musik gute Fortschritte gemacht.

All dieser angestrengte Fleiß, der sonst so oft nur das Gedächtniß auf Unkosten des ganzen Menschen anfüllt, wurde glücklicher Weise seinem Gemüthsleben nicht nachtheilig. Sein Gefühl blieb wirksam mit jugendlicher Innigkeit,

und seine Phantasie regte sich immer lebendiger, weshalb es wol als Glück zu betrachten war, daß er durch vielartigen Stoff von einem leeren Brüten in sich selbst abgezogen wurde. Bei der Wärme seines Gefühls und seiner leicht erregbaren Phantasie machten selbst die frommen Grundsätze seines Vaters eine bedenkliche Wirkung auf ihn, denn es entwickelte sich in ihm eine religiöse Schwärmerei, die auch seine moralische Gewissenhaftigkeit öfters bis zum Aengstlichen steigerte. Nur die gleich tiefen Eindrücke, welche auch andre Gegenstände des Unterrichts auf seine Seele machten, konnten jenen wohlthätig entgegen wirken. In seinem achten Jahre las er bereits des Nepos Lebensbeschreibungen von Helden Griechenlands und Roms mit den feurigsten Gefühlen, glühend vor Verlangen, ein Epaminondas oder Phozion zu werden; und im dreizehnten las er seinen Horaz und Virgil so, daß er sie, wenn nicht besser verstand, doch besser errieth, als sein Lehrer; wer zweifelt, ob zufolge seiner eigenen Dichteranlage?

Von seinem eilften Jahr an zeigte sich bei ihm selbst eine fast leidenschaftliche, immer wachsende Liebe zur Poesie. Im zwölften Jahre übte er sich sehr in lateinischen Versen, und viel zu stolz in seinen kindischen Gedanken, um kleine Versuche zu machen, schrieb er ein Gedicht in 600 Versen in der Art Anakreons von

der Echo, und ein großes Gedicht in Distichen von den Pygmäen, worin sich zuerst seine Anlage zu satyrischer Laune offenbarte: denn dies Gedicht war eine Satyre auf seines langen Rektors kleine Frau, wobei der schelmische junge Dichter den Vers des Juvenal zum Grunde gelegt hatte: Et levis erecta consurgit ad oscula planta. *) Aber auch in teutschen Versen versuchte er sich, freilich ohne solche Muster vor sich zu haben wie bei den lateinischen. Erschien ihm indeß gleich, wie seinen älteren Zeitgenossen, Gottsched als ein wichtiger Mann, so leiteten doch schon damals Gefühl und Verstand ihn weit mehr zu einem andern, in jener Zeit auch vielbelobten, Dichter hin. Brockes wurde sein Lieblingsautor, Brockes, von welchem Geßner sagte: „er hat die Natur in ihren mannichfaltigen Schönheiten bis auf das kleinste Detail genau beobachtet; sein zartes Gefühl wurde durch die kleinsten Umstände gerührt; ein Gräschen mit Thautropfen an der Sonne hat ihn begeistert; seine Gemälde sind oft zu weitschweifig, oft zu erkünstelt; aber seine Gedichte sind doch ein Magazin von Gemälden und Bildern, die gerade aus der Natur genommen sind. Sie erinnern uns an Schönheiten, an

*) Leicht mit erhobener Sohle hebt sie sich auf zu seinem Kusse.

Umstände, die wir oft selbst bemerkt haben, und jetzt wieder ganz lebhaft denken." Auf Wieland den Knaben machte dieser Dichter Eindrücke, welche dauernd durch des Mannes ganzes Leben geblieben sind. Noch im Jahre 1797 (Merkur St. 1. S. 86 fg.) schrieb er über Brockes: „Ich bewunderte oft, und bewundere noch jetzt die Gewandheit, den hartnäckigen Fleiß und die ungemeine Sprachfertigkeit, die dieser in der Geschichte unsrer Literatur so merkwürdige Mann in seinen Bruchstücken eines großen, aber nicht ganz zu Stande gekommenen, physikalischen Stanzenwerks bewiesen hat. Seine Trochäen rieseln zwar nicht ganz leicht, aber auch nicht wässerig und langweilig dahin; er macht sich in der fatalen Versart auch über die schwersten Materien verständlich, findet immer Mittel, die Schwierigkeiten, so sie ihm unaufhörlich entgegensetzt, zu überwältigen, und hierin sowol als besonders in seinen großen Schilderungen, z. B. einer Wasserflut, der in Feuer vergehenden Erde, des Innern der Erde und andern, steht ihm immer unsre ganze Sprache mit allen ihren damals bekannten und von ihm selbst ansehnlich vermehrten Schätzen zu Gebot. — — Ich wünschte, daß Sie hierdurch veranlaßt würden, in Hagedorns Auszügen der vornehmsten Brockesschen Gedichte (Hamb. bei Herolds Wittwe 1763) herum zu blättern, und sich dadurch

mit den für seine Zeit gewiß nicht geringen Vorzügen und Verdiensten meines frühesten Meisters in der Dichtkunst bekannter zu machen."

Das Melodiöse und Malerische der Verse war es aber nicht allein, was den Knaben Wieland so sehr an Brockes zog; er ahmte ihm nicht blos in der Form, sondern auch im Stoffe nach, und schrieb eine unendliche Menge von Versen, besonders kleine Opern, Kantaten, Ballete und Schildereien nach der Art von Brockes, bis er in seinem dreizehnten Jahre das paulo majora canamus seines Virgil eingedenk, sich an ein Heldengedicht — die Zerstörung Jerusalems, wagte.

Man hat von jeher vorherrschende Neigung zu irgend einer besondern Geistesthätigkeit in Kindern, und frühzeitige, freiwillige, mit Liebe betriebene Uebung derselben, für Kennzeichen des Naturberufs zu einer Wissenschaft oder Kunst gehalten, aber auch richtig bemerkt, daß ein künftiger Meister nur daran erkannt werde, daß er die Schwierigkeiten nicht scheut, sondern mit Eifer sie zu überwinden bemüht ist. Bei Wieland war dies der Fall. Des Tages über durfte er keine Verse machen. Um also seine Neigung zu befriedigen, pflegte er seit diesem Verbot mit der ersten Morgenröthe aufzustehen, und um sich immer mehr selbst genug zu thun, unterzog er sich auch mit großem Eifer dem Studium dessen,

was zur poetischen Kunst gehört. Der erste Führer seiner poetischen Kindheit war Johannes Hübner, Rektor des Johanneums zu Hamburg, und allgemeiner Lehrer des protestantischen Teutschlands seiner Zeit. Unaufhörlich las er aber neben dessen Anleitung zur teutschen Poesie auch Gottscheds damals in großem Ansehn stehende kritische Dichtkunst, worin die gegebenen Beispiele freilich am wenigsten geeignet waren, einen guten Dichter zu bilden.

Uebertroffen wurden denn freilich auch diese Muster von dem Knaben nicht; was ihn aber auszeichnet, ist, daß er fühlte, dies alles tauge nichts. „Ich habe, sagte er, als Knabe eine unendliche Menge Papier übersudelt, ohne jemals etwas zu machen, das mir selbst gefallen hätte, und verbrannte schon damals die meisten dieser saubern Werklein, die mir meine Mutter nicht rettete.“ Diese hatte jedoch, aus mütterlicher Vorliebe, noch einen ziemlichen Vorrath gerettet; als sie ihm aber denselben späterhin einst zeigte, warf er auch diesen ins Feuer. Nur aus seiner frühesten Kindheit, in welcher er noch keine andre Poesie als die im Gesangbuche kannte, und nichts als fromme Lieder dichtete, war ihm der Anfang einer Strophe im Gedächtniß geblieben, womit er die Rechtmäßigkeit seines poetischen Auto da Fé lächelnd bewieß. Sie fing sich an:

Fromme Kinder, die gern beten,
Müssen vor den Herren treten.

Uebrigens verlebte er die Jahre seiner Kindheit auf die einfachste Weise höchst glücklich. Biberachs anmuthige Gegend, durchschnitten von dem Flüßchen Riß, umgeben von drei geräumigen freundlichen Wiesenthälern, unweit des Federsees, lud ihn zu einem Naturgenuß ein, dem er sich still mit ganzer Seele hingab. „Ich liebte, schreibt er, die Einsamkeit sehr, und brachte oft ganze Tage und Sommernächte im Garten zu, die Schönheiten der Natur zu empfinden und abzuschildern.“ Die Erinnerung an jene Zeit war ihm immer ungemein werth, und mit welchem Gefühl er Biberachs gedachte, zeigt folgende Stelle aus einem Brief an eine Freundin vom Jahr 1780: „Ich danke Ihnen von Herzen im Namen des Orts, wo ich geboren wurde, und schreibe Ihnen zu Bezeugung meiner Dankbarkeit dafür eine Stanze aus meinem Oberon hieher, die mir ähnliche Erinnerungen und Empfindungen im verwichenen Sommer eingaben.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand,
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor allen dir gewogen,
Fühlt überall nach dir sich heimlich hingezogen,
Fühlt selbst im Paradies sich doch aus dir verbannt;

O möchte wenigstens mich nicht die Ahnung trügen,
Bei meinen Vätern einst in deinem Schoos zu liegen!

Ich habe diese Stanze zwar nicht mir selbst, sondern einem gewissen Scherasmin, der mich gar nichts angeht, in den Mund gelegt, aber sie kam nichts desto weniger warm aus meinem eigenen Herzen."

An Leonhard Meister schrieb er am 28. Dec. 1787: „Die damalige große Frugalität und Simplizität der Lebensart und Sitten in Biberach, verbunden mit einer Art von Naturleben in einer sehr anmuthigen Gegend, bei nicht dürftigen, aber doch auf das Nothwendige beschränkten Vermögensumständen, hatten großen Einfluß auf meine erste Bildung."

2.

Da er in seinem dreizehnten Jahre so ungewöhnliche Fortschritte gemacht, und so große Hoffnung von sich erregt hatte, wollte sein Vater auch an seiner weitern Bildung nichts mangeln lassen, und beschloß, ihn einer höhern Lehranstalt zu übergeben, mit welchen Aufopferungen für ihn selbst es auch verbunden seyn mochte.

An der Wahl dieser Lehranstalt hatte wol seine religiöse Ansicht keinen geringen Antheil. Aus der Spenerschen theologischen Schule war auch ein neuer Geist der Pädagogik ausgegangen, für welche mit Franke's Stiftungen zu Halle eine neue Epoche beginnt. Die blühendsten Lehranstalten im Geiste dieser Pädagogik für Söhne aus den höheren und gebildeteren Ständen waren damals das noch jetzt blühende Pädagogium zu Halle und die in den letzten Kriegszeiten untergegangene Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg. Der Ruf dieser letzteren hatte sich vornehmlich seit 1732, da Joh. Adam Steinmetz Abt wurde, durch Teutschland immer mehr verbreitet, und Wielands Vater gab derselben wol darum den Vorzug, weil er der Meinung war, daß hier der Sohn das gewohnte häusliche Leben mehr wieder finden würde, während alles Uebrige der Anstalt zu Halle gleich sey.

Noch nicht völlig vierzehn Jahre alt, ging Wieland nach Klosterbergen ab, und in gewisser Hinsicht war sein Leben daselbst allerdings nur eine Fortsetzung dessen im väterlichen Hause. Er fand hier dieselbe stille Natur, dieselbe liebe Einsamkeit, dieselbe Einfachheit der Lebensart wieder, und für die Reinheit seiner Sitten nichts Störendes. Auch die Frömmigkeit des väterlichen Hauses ward hier nicht vermißt, nur war sie nicht ganz so einfach und anspruchlos.

Steinmetz war, nach Wielands Ausdruck, bis zur Schwärmerei devot; er suchte auf alle mögliche Weise den Halleschen Pietismus in seine Anstalt zu verpflanzen, auch dadurch, daß er die meisten Lehrer aus der Halleschen Schule wählte, zum Unglück aber nicht selten auf Schwärmer oder Heuchler traf. Die Gefahr, die bei allem Pietismus ohnehin zu besorgen ist, statt wahrer Frömmigkeit entweder Schwärmerei oder Heuchelei zu befördern, war deshalb hier um so größer, und Wieland war einer von denen, die solcher Gefahr vorzüglich ausgesetzt waren. Zum Heuchler hätte seine offene, aufrichtige, gerade Seele sich nie erniedrigen können, desto mehr aber neigte er sich zur Schwärmerei hin. Im Anfange seines Schullebens that es ihm keiner darin zuvor; und ihn rettete auch jetzt nur, was schon früher ihn gerettet hatte.

Jener Pietismus hatte es nicht übersehen, daß die Beschäftigung der Schulen mit so vielen heidnischen Schriftstellern seinem Christenthum Eintrag thun könne, und man hat sich darüber auch nicht ohne Aengstlichkeit geäußert. Schon aber, um den gelehrten Schulen nicht nachzustehen, wo die Humaniora, die ausschließlich so genannte klassische Literatur, vorzugsweise betrieben wurden, konnte man die Heiden und des Heidenthums klassische Bildung nicht füglich verdrängen. Wieland nun wendete sich zu diesen

mit einem brennenden Eifer, und während der zwei Jahre, die er in Klosterbergen verlebte, hatte er den Livius, Terenz, Horaz, Virgil für sich gelesen, und Cicero war als philosophischer Schriftsteller sein Liebling geworden. Von Tage zu Tage mehr zog ihn überhaupt die Philosophie an, und da er in seinem funfzehnten Jahre über Wolfs Schriften und Bayle's Dictionnaire kam, so verlor er sich gänzlich in ihr. Aber, sagt er selbst, „durch eine poetische Manier in den methaphysischen Terris incognitis herum zu vagiren, kam ich bald wieder ins Freie und von einem System auf das andre.“ Mit seiner pietistischen Schwärmerei wollte sich das nun freilich nicht zum Besten vertragen, und er litt oft unglaubliche Seelenangst, da er von der einen Seite mit Hülfe der Philosophie so gern die Wahrheit aufgefunden hätte, von der andern Seite aber die Ewigkeit der Höllenstrafen fürchtete, wenn ihm sein Glaube zu wanken schien. Daß die Hölle ihm große Angst verursachen mußte, kann man selbst aus folgender Anekdote sehen, die er Böttigern erzählte.

„Mein erstes Französisches, sagt er, lernte ich aus den Aventures de Rosigli und aus einer französischen Uebersetzung von Richardsons Pamela mit Hülfe eines erbärmlichen Wörterbuchs, meist durch Errathen, wie fast alle meine neuen

Sprachen. Rosigli und Pamela waren damals unter Steinmetz allein in Klosterbergen zu lesen erlaubt. Der zu meiner Zeit angestellte französische Sprachmeister sprach immer in der höchsten Octave, und, ob er gleich ein baumlanger Kerl war, so klar, daß jedermann lachen mußte, wenn er zu pipen anfing. Mir war's durchaus unmöglich, das Lachen zu lassen, wenn seine Fistel zu erklingen anfing. In einer Lehrstunde platzte ich zweimal los, ob ich mir gleich Hölle und Verdammniß vorstellte, welches damals mein bestes Hausmittel zur Behauptung der Ernsthaftigkeit war, indem es bei meiner angestammten und im elterlichen Hause tief eingeprägten Frömmigkeit die vollste Wirkung that. Beim zweiten Mal stand der Monsieur Peuplier auf, und versetzte mir eine derbe Ohrfeige. Ueber solchen Schimpf konnte ich mich gar nicht zu frieden geben, und heulte unaufhörlich, so, daß der Herr Abt, um mich doch endlich zu besänftigen, und keine Scene zu veranlassen, selbst seinen Liebling — denn dies war jener Sprachmeister durch seine Heuchelei und Kopfhängerei geworden — eine Art von Ehrenerklärung an mich mußte machen lassen. Aber mit dem Besuch der französischen Lehrstunde hatte es doch von jener Zeit an auf immer ein Ende."

Er lernte indeß doch französisch, und selbst

die Furcht vor der Hölle konnte ihn nicht davor bewahren, daß nicht französische Schriftsteller ihn noch tiefer in die Irrgewinde hineingelockt hätten, in die er einmal gerathen war. Wie Verbote von Büchern noch allezeit das Gegentheil von dem bewirkt haben, was man damit beabsichtigte, so auch hier. Wieland las mehrere französische Schriften von Fontenelle, d'Argens und Voltaire; und obgleich der letzte, wenn er mit der Religion Spott trieb oder zu treiben schien, ihn abstieß, so war doch von der andern Seite auch so viel Zauber in ihm, daß er immer wieder angezogen wurde. Unvermerkt war er so immer weiter und weiter in die Freidenkerei hineingekommen, die man damals überhaupt der Gottlosigkeit gleich achtete, und nun vollends in einer Schule wie die damalige Klosterbergische war. Sein erster philosophischer Versuch wäre ihm bald sehr übel bekommen.

Er war etwas weniges über funfzehn Jahre alt, als er nach Art des Pygmalions von St. Hyacinthe einen philosophischen Aufsatz verfaßte, worin er aus Prinzipien, die er durch einen Synkretismus von Demokritischen und Leibnitzischen Lehren herausgebracht hatte, die Möglichkeit zeigen wollte, wie Venus gar wol, ohne Zuthun eines Gottes, durch die innerlichen Gesetze der Bewegung der Atomen, aus Meer=

schaum habe entstehen, und auf gleiche Weise das ganze Universum, ohne einen Gott, aus ewigen Elementen sich habe bilden können. Indeß suchte er doch zu gleicher Zeit zu beweisen, daß Gott nichts desto weniger als die Seele dieser Welt existire.

Dieser Aufsatz fiel seinen Lehrern in die Hände, und man kann denken, welch ein Aergerniß man daran nahm. Er hatte darüber sehr großen Verdruß, und würde noch weit größeren gehabt haben, wenn nicht die Billigkeit eingetreten wäre, sein tadelloses, rein sittliches Leben in die andre Wagschale zu legen. Dies brachte ihm jedoch nur Ruhe von außen, nicht im Innern, denn sein Gedankengang ließ sich nicht hemmen. Er strebte in seinem Forschen immer weiter, wollte nichts ohne Prüfung glauben, und fiel endlich in Zweifel über die Wirklichkeit Gottes. Darüber klagte er aber sich selbst hart an, rieb sich in schlaflosen Nächten die Hände fast wund, und badete sich in Thränen des Schmerzes. Der Zustand, worein dieser innere Zwiespalt ihn versetzte, war beklagenswerth.

Zum Glück fehlte es ihm nicht an einem weisen Freunde. An einem seiner Lehrer, Namens Räther, hatte er einen zweiten Vater gefunden. „Er gab sich, sagt er, viel Mühe, mein Herz zu bilden, und es gelang ihm ziemlich, da er mich vollkommen kannte, und ein

Menschenfreund war.“ Ein anderer seiner Lehrer, der Konventual Gräter, nach dem er sich noch als Greis sehr angelegentlich erkundigte, scheint von einer andern Seite auf ihn eingewirkt zu haben. „In seinem äußern Wesen, Gang und Gebehrden, — schreibt er von ihm, — hatte er etwas besonders Munteres, Flüchtiges, und was die Franzosen nonchalant nennen. In seinen ziemlich tief stehenden Augen war ungemein viel Geist und Feuer, in seinen Zügen und um seinen Mund einige zurückgehaltene, aber ihm doch öfters echappirende Spuren von satyrischer Laune. Er sang zwar überhaupt das Lied des guten alten schwärmerischen, aber grundehrlichen, Steinmetz, wie alle seine Kollegen; doch schien mir schon damals, daß er in diesen Dingen seine eigne Manier zu sehen habe, und daß zwischen ihm und einigen seiner am heißesten schwärmenden confratribus eine große Kluft befestigt sey. Besonders erinnere ich mich, daß er in dem letzten Winter, den ich zu Klosterbergen verlebte, mir einst in seiner Zelle große Tiraden aus Pater Abrahams und St. Klara Predigten vorlas, und daß wir uns beide über die schnackischen Einfälle und Ausdrücke dieses geistlichen Hanswursts beinahe todt lachten, dabei aber dem gros bon sens, der moralischen Tendenz, und dem zuweilen sehr wol angebrachten und treffenden

Witz dieses zu seiner Zeit so beliebten und berühmten Karmeliters alle Gerechtigkeit widerfahren ließen.“

Vielleicht den größten Einfluß aber auf Wielands Denkart und Gesinnung gewann ein todter Freund, den er unter den griechischen Schriftstellern fand, und den er, je mehr er ihn kennen lernte, immer lieber gewann: Xenophon. „Die Bücher, so erzählte er einst Böttigern, die in Klosterbergen sehr stark auf mich wirkten, waren Xenophons Cyropädie, in der ich Araspes und Panthea nicht satt werden konnte zu lesen, und darum auch diesen Gegenstand zuerst mit bearbeitete, als mir der Flaum am Barte gesproßt war, und die Denkwürdigkeiten des Sokrates, die ich unter allem, was wir aus der Sokratischen Schule übrig haben, fürs herrlichste Werk halte, und am liebsten das Evangelium der griechischen Welterlösung nenne.“ Seine ganze Seele neigte sich bey dem Lesen dieser Schriften mehr und mehr zu der Sokratischen Kalokagathie hin. Jene, damals allgelesenen Wochenschriften der Engländer, der Spectator, Tatler und Guardian, die, sebst in Gottscheds Uebersetzung, auch bei den Teutschen Beifall erhielten, kamen ihm zugleich in die Hände, und halfen den Keim weiter ausbilden, der durch Xenophon in den fruchtbaren Boden seiner Seele gepflanzt war.

Kaum braucht's gesagt zu werden, daß Wieland zu denen gehörte, die nicht des Sporns, sondern des Zügels bedurften. In diesen zwei Schuljahren legte er einen festen Grund in den philologischen, mathematischen und philosophischen Wissenschaften, und bereitete sich zugleich auf die Theologie vor, welcher er gewidmet war. Auf Bildung des Geschmacks und Unterricht in der Muttersprache war damals noch keine Schule bedacht, und ein gelehrter Schulmann jener Zeit würde es für schimpflich gehalten haben, wenn er sich mit dergleichen Dingen hätte beschäftigen sollen. Für Wieland war dies eine wichtige Angelegenheit, und wenn er gleich hier wenig selbst dichtete, so blieb doch seine Liebe zur Poesie gleich stark, und zum eigentlichen Studium der Poesie ladete ihn vornehmlich der schweizerische Kritiker, Joh. Jak. Breitinger, ein, dessen Kritische Dichtkunst (Zürich 1740 mit Vorrede von Bodmer) er hier kennen lernte, in deren erstem Theile die poetische Malerei in Absicht auf Erfindung, im zweiten (oder der Fortsetzung) in Absicht auf den Ausdruck und die Farben untersucht, und mit Beispielen aus Alten und Neuern erläutert wurde. Außerdem las er noch eine Menge kritischer Schriften, die für den, welcher schon so viel selbst versucht, und so viele poetische Werke mit Interesse gelesen hatte, wol nützlich werden

konnten, indem sie ihm Stoff zum Vergleichen und Prüfen darboten. In der Poesie unsrer Muttersprache mußten Hallers Gedichte schon des philosophischen Inhalts wegen ihn anziehen, wenn es auch nicht die seltne Gediegenheit seiner Sprache gethan hätte. Kaum scheint es, daß er Hagedorn und Gellert damals schon gekannt habe. Die meisten, denen es um die Ehre der teutschen Literatur zu thun war, fanden es als ein zweckmäßiges Mittel, das Beispiel der Engländer nachzuahmen, und durch Wochen- oder sonstige Zeitschriften allmälig auf den Geist und Geschmack der Nazion zu wirken. Deren erschienen, seitdem Bodmer die Discourse der Mahlern (nämlich der menschlichen Sitten, Zürich 1721—1723. 4 Bde.) herausgegeben, in Ober- und Nieder-Sachsen mancherlei, eine der vorzüglichsten aber eben in Wielands ersten Jünglingsjahren: Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, von dem Verlagsort Bremen gewöhnlich die Bremer Beiträge genannt. (Zuerst 1744 u. 1750 schon die dritte Auflage.) Die merkwürdigste Erscheinung in denselben enthielt des vierten Bandes viertes Stück, die drei ersten Gesänge von Klopstocks Messias. Was man für beinah unmöglich gehalten hatte, sah man mit einem Male wirklich, ein großes episches Gedicht, wetteifernd mit dem bewun-

derten Milton, im heroischen Sylbenmaße der Alten. Die Wirkung war wie bei jeder seltnen Erscheinung. Die Bedächtigen schüttelten die Köpfe, klagten über Dunkelheit, und prophezeihten nichts Gutes; die Gleichgültigen gafften sie erstaunt an wie ein Meteor, die Empfänglichen geriethen in Enthusiasmus und Entzücken. Von allen aber gewiß keiner mehr als Wieland, der hier für Geist und Herz, für seine Religiosität und seinen poetischen Sinn volle Genüge fand. Wir werden noch sehen, wie dies entscheidend wurde für sein ganzes Leben.

Um Ostern 1749 verließ er Klosterbergen, und begab sich nach Erfurt, wo er ein Jahr lang bei einem Anverwandten blieb, dem Dr. Joh. Wilh. Baumer, der nachmals als Professor der Medizin und Chemie nach Gießen kam, und als Hessen-Darmstädtischer Bergrath daselbst gestorben ist. Der Zweck war, sich in der Philosophie zu vervollkommnen. Baumer war nicht blos Mineralog, sondern auch Philosoph, und wirklich ein philosophischer, und dabei witzig satyrischer Kopf, der aber doch nicht für rathsam halten mochte, gegen den sechszehnjährigen Jüngling sich rein auszusprechen. Wieland war weder von dem Manne noch von seiner Philosophie sonderlich erbaut, und schrieb zwanzig Jahre später an Riedel: „Vergessen Sie die Satyre gegen Baumer nicht, den ich

besser kenne, als Sie vermuthen, weil ich das Glück oder Unglück hatte, das ganze Jahr 1749 unter seinen Augen zu leben, an seinem Tische zu hungern (denn vom Essen war nicht viel die Rede), und von seiner Philosophie eine abscheuliche Menge von Seelenblähungen zu bekommen." Gegen Bodmer drückte er sich gelinder aus. „Baumer, schreibt er, lehrte mich viel Gutes und Böses in der Philosophie. Ich prüfte aber alles; war eine Zeitlang Materialist, und kam endlich auf die Spuren einer wahren Philosophie. Erst alsdann gefiel mir die Theodicee, weil sie mit den Meditazionen, auf die ich selbst gerathen war, oft koincidirte, und ich verband ihre Lektüre mit Bayle und Bruckern." Wie es scheint, hatte Baumer die Absicht, seinen jungen Anverwandten indirekt und durch sich selbst auf den Weg zu bringen, den er eigentlich selbst ging, und dazu hätte er wol kein schicklicheres Mittel wählen können, als welches er wirklich wählte, er las ihm ein Privatissimum über den — Don Quixote, und dieses hat ihm Wieland Zeitlebens gedankt. „Daraus, sagte er, lehrte er mich zuerst Menschen- und Weltkenntniß. Er lachte darüber, wenn man glaubte, Cervantes habe blos die spanische Chevalerie darin lächerlich machen wollen. Don Quixote und sein Sancho, sagte er, sind die wahren Repräsentanten

des Menschengeschlechts, es mag Schwärmer oder Tölpel seyn, wie es will. Ueber diesen vielseitigen Text ließ sich denn herrlich kommentiren." — Uebrigens war es die Wolfische Philosophie, welche Baumer ihm nach der damals beliebten mathematischen Methode vortrug, und Wieland war späterhin billig genug, zu erklären: daß man wenigstens sich selbst dabei verstanden, und es am Ende doch klare Vorstellungen gegeben habe. Noch als er nach Osmanstädt zog, besaß er das Kompendium, dessen er sich damals bedient, und in welches er sich Anmerkungen mit Bleistift beigeschrieben hatte.

Der Poesie vergaß er auch in Erfurt nicht gänzlich über der Philosophie, sondern fing ein episches Gedicht in Hexametern an, ließ es aber, nachdem er schon einen ziemlichen Theil ausgearbeitet hatte, wieder liegen, weil, wie er sagt, das Sujet eine Götterfabel war. Beinahe möchte man glauben, daß auch hiebei seine Frömmigkeit über seinen poetischen Genius einen Sieg davon getragen habe.

Uebrigens lebte er in Erfurt so einsam wie in Klosterbergen: „Ich hatte, schreibt er, dort keinen Freund; denn ich fand Niemand, der Geschmack und Liebe zur Tugend in sich verband." Gewiß gehörte beides dazu, um Wielands Freundschaft zu erwerben: allein es verdient

wol bemerkt zu werden, daß er überhaupt nirgend eines Jugendgespielen, eines Jugendfreundes gedenkt; immer sind es ältere Personen, an die wir ihn sich enger anschließen sehen. Es war aber nicht Mangel des Gefühls, was ihn hinderte, in sorgloser Unbefangenheit sich an die Genossen seines Alters fröhlich hinzugeben, sondern der tiefere Ernst seines ganzen Wesens, der selbst dann unverändert sich erhielt, als an der Sonne der Liebe alle Blüthen seines Gefühls reich und herrlich sich entfalteten.

3.

Ein Jüngling von noch nicht völlig siebzehn Jahren, kehrte er ins väterliche Haus zurück, um den Sommer des Jahres 1750 in Biberach zu verleben. Er kehrte dahin zurück so rein an Sitten als er es verlassen hatte, an Kenntnissen weit über sein Alter reich, an Geiste weit über sein Alter reif, jedoch in einem kritischen Zustande. Die widerstreitenden Elemente von mystischer Frömmigkeit und Freidenkerei, heidnischer Philosophie und christlich-protestantischer Dogmatik, Wolfischem Dogmatismus und Baylescher Skepsis, nebst Sokratischer und Cervantescher Ironie und Laune, mußten wol wunder-

seltsam in ihm gähren, und ihn so lange sich ungleich machen, bis endlich dies alles sich würde ausgeglichen, und aus dem Chaos eine Welt gestaltet haben. Wie nach einer schönen griechischen Sage das alte Chaos zu einer harmonischen Welt sich bildete durch die Macht der Liebe, so sollte es auch bei ihm geschehen: was er jetzt ward, ward er durch die Liebe; und er hatte daher wol Recht, jenen Sommer als die merkwürdigste Epoche seines Lebens zu betrachten.

Der Gegenstand von Wielands Liebe war Maria Sophia Gutermann. Ihr Vater, ein gelehrter Arzt, Gutermann Edler von Gutershofen, der Sohn des Senators und Hospitalmeisters Gutermann zu Biberach, hatte früher in Kaufbeuern gelebt, und war jetzt Dekan der medizinischen Fakultät zu Augsburg. Auf Sophie, seine Erstgeborne, hatte er alle Sorgfalt eines Vaters gewendet, schon aber von den frühesten Jahren an es auf eine literarische Bildung abgesehen. Um ihr Liebe zu den Büchern einzuflößen, trug er sie schon als Kind von zwei Jahren oft in seine Bibliothek, damit das Ergötzen an den Zierrathen der Einbände und Titelblätter ihr eine Neigung zu den Büchern einflößen möchte. Zeitiger Unterricht kam hinzu; mit drei Jahren konnte sie schon vollkommen lesen, und mit fünf Jahren hatte sie die Bibel ganz durchgelesen. Als zwölfjähriges Mädchen

ward sie scherzweise von ihrem Vater zu seinem Bibliothekar ernannt, weil sie an bestimmten Tagen der Woche, an denen er eine Gelehrten-Gesellschaft hatte, benöthigte Bücher in der Bibliothek aufsuchen und nachher wieder aufstellen mußte. Der kleine anmuthige Bibliothekar ließ es aber nicht bei der Bücherkenntniß von außen bewenden, sondern suchte auch Unterricht in den Büchern und sonst auf alle Weise Befriedigung der erregten Wißbegier. Ihr väterliches Haus in Augsburg lag oben am Berge, und hatte einen hohen Altan, von welchem man einen ausgedehnten Himmel übersehen konnte. Dorthin führte sie ihr Vater oft in schönen Sommernächten, und sie lernte von ihm die Sternbilder kennen und das allgemeine der Sternkunde. Frühzeitig hatte sie schon Unterricht im Französischen und der Geschichte erhalten, und war eine Art von zeitiger Gelehrten, jedoch ohne Nachtheil ihrer Weiblichkeit. Dieses war ihrer Mutter großes Verdienst, die des Kindes Empfänglichkeit für das Schöne auf ihre Weise zu nähren gesucht hatte, indem sie die Kleine auf ihren Spaziergängen ins Feld oder in den Garten mitnahm, sie dort in Blumen setzte, mit Blumen schmückte, ihre Kleidchen damit einfaßte, und sie Sträuße pflücken und binden ließ, die sie dann zu Hause unter die Kinder der Nachbarschaft austheilte.

Späterhin erhielt sie gleichmäßig Unterricht im Zeichnen und Sticken, Musik und Tanzen, aber auch ihren Antheil an den Haushaltungsgeschäften. Von Natur gut und aufrichtig, gefühlvoll und thätig, und mit dem zartesten Sinn für das Schickliche und für äußere wie innere Reinheit ausgestattet, war sie zur Jungfrau erwachsen, die gewiß nicht zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehörte. Und doch sollte sie noch größere Vollkommenheiten erlangen. Sie stand in ihrem siebzehnten Jahre, als Bianconi, damals Fürstbischöflich-Augsburgischer Leibarzt, nachmals Chursächsischer Resident in Rom, sich um den Besitz der liebenswürdigen Jungfrau bewarb, und gleich geneigte Aufnahme bei den Eltern wie bei der Tochter fand. Er, welcher die Talente seiner Geliebten zu schätzen wußte, hatte nun kein angenehmeres Geschäft, als zur immer größeren Ausbildung derselben beizutragen. Durch ihn wurde sie mit Italiens Dichtern und Schriftstellern, mit Kupferstichen griechischer und römischer Denkwürdigkeiten bekannt, er munterte sie auf zur Ausbildung ihrer schönen Singstimme durch einen Singmeister am Klavier und wohnte ihren Singübungen selbst bei, ja er unterrichtete sie selbst in der Mathematik und manchem andern Wissenswürdigen. Da starb ihre Mutter, als Sophie achtzehn Jahre alt war, und ihre Verbindung mit Bianconi

mußte um ein Jahr verschoben werden, ward aber, noch ehe dieses verflossen war, gänzlich aufgehoben, weil zwischen Vater und Bräutigam ein Religionszwist entstanden war. Bianconi war katholisch, Sophie lutherisch. Indem man nun an den Artikeln des Ehevertrags arbeitete, gestand Bianconi zwar seiner künftigen Gattin Religionsfreiheit zu, verlangte aber, daß alle Kinder aus ihrer Ehe katholisch werden sollten; der Vater dagegen, daß die Töchter lutherisch werden müßten. Da die Hartnäckigkeit auf beiden Seiten gleich groß war, so hub der Vater, aufs Höchste erbittert, die Verbindung gänzlich auf. Bianconi drang in die Geliebte, sich heimlich mit ihm zu verbinden; er wollte sie mitnehmen, und der Welt mehr als dreißig Briefe vorlegen, worin sie ihm versprochen war. Sophie, ungeachtet Liebe und Dankbarkeit sie zu Bianconi hinzogen, versagte es, denn sie wollte ihren Vater nicht betrüben, noch ohne dessen Segen aus seinem Hause gehen. Bianconi mußte ohne sie abreisen, Sophie aber am Tage darauf von der Erbitterung ihres Vaters das Härteste erdulden, was es für sie geben konnte. Alle von dem Geliebten empfangene Briefe, Arien, und ihre pünktlich ausgearbeiteten mathematischen Uebungen mußte sie in das Kabinet des Vaters bringen, Alles zerreißen, und in einem Windofen verbrennen, sein Bildniß aber mit der

Schere in tausend Stücke zerschneiden, einen Ring mit seinem Namenszug, in Brillanten gefaßt, mit zwei in den Ring entgegen gesteckten Eisen entzwei brechen, und die Brillanten auf dem Boden umherrollen sehen. Da man auf so grausame Weise das Andenken des Mannes, dem ihr Geist so viel Schönes und Gutes verdankte, und von dem ihr Herz das Glück des Lebens gehofft hatte, aus ihrer Seele reißen wollte, that sie, im Innersten empört, das Gelübde: „Ich bin losgerissen von dem Manne, von dem ich das Beste, was ich weiß, gelehrt wurde; ich kann nichts mehr für ihn thun, nicht für ihn leben; er wird keine Frucht von der verehrungsvollen, zarten Bemühung genießen, seiner künftigen Gattin Kenntnisse und Ausbildung der Talente zu geben: nun denn, so soll auch Niemand mehr jemals meine Stimme, mein Klavierspiel, die italienische Sprache, oder irgend etwas von dem, was Er mich lehrte, von mir hören, oder nur in mir vermuthen!“ Und alles dies, was ihrer Eigenliebe oft so sehr hätte schmeicheln können, opferte sie wirklich seinem Andenken; sie hielt Wort, streng und buchstäblich und lebenslang. Man mag daraus nun auf ihren Charakter schließen.

In Wielands väterlichem Hause konnten diese Vorfälle nicht verborgen, und mußten wol öfters der Gegenstand des Gesprächs seyn, da Wielands

Mutter und Sophiens Vater Geschwisterkinder waren, und diese Angelegenheit also die Wielandische Familie nahe genug berührte. Welchen Antheil der siebzehnjährige Jüngling daran nahm, erräth sich leicht. „Ich wurde abwesend, schrieb er, mit einer Base bekannt, deren Seele ich mit der meinen vollkommen harmonisch fand, daß ihr zur Gleichheit nur meine Fehler gebrachen.“

Sophie trug ihr Schicksal mit der Resignazion eines großen Herzens, voll echter Gottergebenheit. Ihren Kummer verbarg sie in stiller Zurückgezogenheit; sie lebte klösterlich einsam, und richtete ihren Geist allein durch Lesen interessanter, meist wissenschaftlicher, Schriften auf. Fühlte nun der Vater ihre Stille als Vorwurf, oder war er sonst besorgt um die Tochter, oder geschah es aus einer andern Ursache, genug, in eben dem Sommer, den Wieland in Biberach verlebte, ließ er Sophien zu ihrem Großvater eben dahin reisen, wo denn diese beiden Blutsverwandten sich auch als Seelenverwandte finden sollten.

Beide waren sich einander so ähnlich an früher Bildung, an Neigung für das Wahre, Gute und Schöne; beide waren in ihrer Art so seltene Wesen; hatten einander schon aus der Ferne hochgeachtet: da hätte die Nähe viel Störendes haben müssen, wenn beide sich nicht

immer mehr hätten befreunden, und wenn aus dieser Freundschaft nicht Liebe hätte werden sollen.

Sophie belauschte ihren Vetter zum ersten Male bei der Aussicht nach dem weiten einsamen St. Martinskirchhof in Biberach, und keine Zeit hat die Erinnerung an diesen Augenblick in ihrer Seele verwischt. Wie es scheint, bestätigte sich ihr hier die Bemerkung, daß Liebe zur Natur unter die Kennzeichen einer schönen Seele, und Liebe zur Einsamkeit unter die Kennzeichen einer stillen Seelengröße gehören. Was konnte ihr, bei ihrer Lage, bei ihrer Stimmung des Gemüths, erwünschter seyn als Stilleben? Und konnte da ein ihr befreundeter edler Jüngling, der allen Freuden der Welt solch ein Stillleben vorzog, ihr gleichgültig seyn, selbst wenn er minder große Hoffnungen durch seinen reichen Geist erregt hätte?

Wieland hatte an Sophien den ungewöhnlich ausgebildeten Geist und ihr Streben nach Kenntnissen, wonach die meisten Mädchen nie verlangen, bewundert, und für den Adel ihrer Seele, für ihre Tugend die innigste Hochachtung empfunden, — und würde unter allen Umständen so empfunden haben: allein um wie viel tiefer wurde doch der Eindruck, da ihm Seele und Tugend in Sophien verkörpert erschienen, in dieser zwar schlanken und zarten, aber

hohen Gestalt, mit diesem seelenvollen Auge, dieser Belebtheit ihres ganzen Wesens, diesem Adel ihres ganzen Benehmens bis auf die geringste Bewegung und Gebehrde! — Sophie war für Wieland eine Erscheinung vom Himmel hernieder gestiegen; alles, was von Verehrung und Zärtlichkeit in seiner Seele war, wendete mit unwiderstehlicher Gewalt sich ihr zu, und alle Blüthen seines Gefühls erschlossen sich zu einem reichen Frühling der Liebe.

Doch, er hat ihn ja selbst geschildert den Zustand der ersten Liebe in seinem Gedicht an Psyche; — man lese also ihn selbst!

Mit ihrem ersten süßen Beben
Beginnt für uns ein neues beſſ'res Leben.
So sehen wir im Lenz der Sommervögel Heer
Auf jungen Flügeln sich erheben;
Gleich ihnen, sind wir nun nicht mehr
Die Erdenkinder von vorher;
Wir athmen Himmelslüfte, schweben
Wie Geister, ohne Leib, einher
In einem Ozean von Wonne.
Bestrahlt von einer schönern Sonne
Blüht eine schönere Natur
Rings um uns auf; der Wald, die Flur,
So däucht uns, theilen unsre Triebe,
Und alles haucht den Geist der Liebe.

Selbst das, worin Wieland und Sophie sich ungleich waren, mußte zur Beförderung ihrer Liebe dienen. Wieland, um zwei Jahre jünger,

hatte an Kenntnissen größeren Umfang, in Wissenschaften festern Grund; aber Sophie hatte großes Interesse daran, wenn er ihr seine Entwürfe für den Anbau in dem Gebiete der Wissenschaften vor Augen legte, zumal wenn es mit all dem poetischen Enthusiasmus geschah, der von seiner Seite gewiß nicht fehlte, und dessen sie, zwar keineswegs völlig ermangelte, aber doch weniger besaß, als ruhig sinnigen Geist der Betrachtung. Sophie hatte zwei Jahre voraus, und eben darum, als Weib, einen gegen des Jünglings Alter ungleich bedeutenderen Vorsprung an vollendeter Bildung und innerer Haltung, die sogar durch Prüfungen des Schicksals noch mehr befestigt worden war. Ihr Charakter hatte Festigkeit: und da er auf der Grundlage tugendhafter Gesinnung ruhte; so gab dies ihrem Wesen eine Würde, welche, durch weibliche Anmuth aufs lieblichste gemildert, ihrem enthusiastischen Liebhaber die Tugend selbst in ihrer Liebenswürdigkeit offenbarte. „Der, obwol kurze, Umgang mit Sophien (in diesem Sommer), schrieb er an Bodmer, machte mich plötzlich zu einem ganz andern Menschen. Kaum ging mit dem Junius Brutus eine solche Veränderung vor. Aus einem flüchtigen und zerstreuten Kopfe, ward ich gesetzt, zärtlich, edel; ein Freund der Tugend und Religion.“ Nicht als ob er vorher das Gegentheil gewesen wäre;

die Hauptsache war nur, daß er jetzt, nachdem die Liebe ihre veredelnde Wirkung auch an ihm, wie an allen schönen Seelen, bewiesen hatte, alles, was bisher nur zerstreut in ihm gelegen, und was ihm oft gegen einander durch Geist und Herz gegangen war, zu ordnen, ja in ein System zu bringen, Gelegenheit fand; in ein System, dessen Basis und Gipfel, wie man leicht vermuthen wird, die Liebe war.

Hiezu fand er noch eine besondre Veranlassung. Eines Sonntags hatte er eine Predigt seines Vaters über den Text angehört: Gott ist die Liebe. Er begriff gar nicht, wie man über solch einen Text so kalt predigen könne, und fühlte, daß Er darüber viel feuriger, viel beredter und durchdringender predigen würde. Auch that er es wirklich fast in denselben Stunden noch. Der Sommertag war sehr schön; wie er daher aus der Kirche kam, wandelte er mit Sophien ins Freie. Wer fragt wol, ob er nun jenes Thema auf seine Weise ausgeführt habe? „Ich redete, erzählt er selbst, von der Bestimmung der Geister und Menschen, der Würde der menschlichen Seele und von der Ewigkeit mit ihr. Niemals bin ich beredter gewesen als damals. Ich vergaß nicht, in der himmlischen Liebe einen großen Theil des Glückes der Geister zu setzen. Diese Unterredung rührte die Liebenswürdige so sehr, daß sie etliche vergnügte

Thränen nicht zurückhalten konnte. Alle ihre Mienen waren Zärtlichkeit und Seele. Damals versprach sie mir, mir ihre Empfindungen zu schreiben, und dieses war der Anfang meiner Zufriedenheit."

Als Greis erzählte er, daß, wie sich von selbst verstehe, weder er noch Sophie im mindesten an der Richtigkeit seines Systems gezweifelt hätten, daß Sophie aber, vermuthlich weil die Ordnung seines Vortrags zu lyrisch gewesen, den Wunsch geäußert, er möge dieses alles zu Papiere bringen, was er natürlicher Weise sogleich zugesagt habe. — Wie er des Versprechens sich entledigt, werden wir noch hören.

Ueber den Gang und die Art seiner Liebe erklärte er sich gegen Bodmer also: „Sophie hat meinen Empfindungen auf eine solche Art geantwortet, welche ihrer geraden und edlen Seele würdig war. Mein Charakter gefiel ihr, ehe sie mich gesehen hatte, sie fand ihn mit dem ihrigen übereinstimmig. Ein Liebhaber, der sie um ihrer Seele willen liebte, war ihr etwas neues, und das, was sie immer gewünscht hatte. Ich lobte ihre Schönheit wenig: ich sagte ihr anfangs auch nicht viel von meiner Liebe. Ich bemühte mich, ihre Seele zu unterhalten und zu verschönern, und ließ ihr merken, daß dies der edelste Beweis meiner Liebe sey. Sie

beweinte öfters heimlich die sehr scheinbare Unmöglichkeit unserer Liebe; meine Mama war zuweilen ein Zeuge davon. Sie las ein Manuskript von mir durch, welches den Versuch einer Tugendlehre enthielt (jetzt aber von mir verbrannt worden); diese Schrift machte sie mir sehr gewogen. Meine Ernsthaftigkeit und Abneigung von den Eitelkeiten der Welt gefielen ihr um so mehr, je neuer ihr ein solcher Charakter an einem Jüngling war. Unterdessen wuchs meine Zärtlichkeit zu einem ungemeinen Grade; ich empfand die Unmöglichkeit, ohne ihre Liebe glücklich zu seyn, und es war nichts unwahrscheinlicheres, als zu hoffen, daß ich es werden könne. Ich glaube nicht, daß es möglich ist, zärtlicher zu seyn als ich. Meine Liebe zu ihr war die reinste Begierde, sie glücklich auf Zeit und Ewigkeit zu machen, und es durch sie zu werden. Ich sahe, wie sehr es ihr an wahrer Glückseligkeit fehlen würde ohne die Liebe eines solchen Freundes. Sie sah es auch ein."

Vier Monate waren den Liebenden nur allzuschnell verschwunden, als der Herbst sie trennte. Sophie kehrte zurück nach Augsburg, Wieland bezog im November die Universität zu Tübingen.

Er bezog die Universität. In diesen Worten ist alles eingeschlossen, was die Erfüllung jeder seligen Hoffnung und aller sehnlichen Wünsche der Liebenden ziemlich in Aller Augen

unwahrscheinlich machte, außer in Wielands. Wie dieser durchaus nicht daran glauben wollte, beweist ein Brief an seine Mutter, worin er schreibt: „Daß mein lieber Papa meiner Unbeständigkeit zutraut, daß ich einmal aufhören könnte, meine Sophie zu lieben, ist mir sehr leid. Niemalen bin ich ihr mehr eigen gewesen als jetzt. Tausend Leben, wenn ich so viele hätte, wären nicht zu viel, sie um eine so unschätzbare Person aufzuopfern. Die ganze Welt ist mir ein Nichts gegen meine englische und mehr als englische Sophie. Millionenmal lieber zu ihren Füßen sterben, als alle Kronen der Erde ohne sie besitzen. Sie hat ein unschätzbares Herz. So phantastisch als dieses meinem lieben Papa vorkommt, so lieb wäre es mir, wenn er gewiß seyn könnte, daß ich keinen Augenblick ohne die Liebe meiner Unvergleichlichen leben will. Ich bin gewiß, daß die Vorsicht uns nicht verlassen wird; aber wenn ich ihrer beraubt werden sollte, so schwöre ich auf das Heiligste, daß ich mein Unglück partout nicht überleben will. Verzeihen Sie mir, meine theure Mama, diese Gedanken, welche von einer edlen Passion kommen, die nur mit dem Tode meiner Seele aufhören kann. — — Die Verse von meiner Geliebten sind unvergleichlich, und ihre Gedanken und Empfindungen zu erhaben zärtlich und englisch, daß ich ganz durchdrungen von Vergnügen

und Hochachtung bin. O Himmel, ich soll aufhören können, eine so anbetungswürdige Person zu lieben? Wäre ich wol der Wirklichkeit mehr werth, wenn ich es thun könnte? — — Daß mein liebster Papa den Weg, durch meine Sophie der Glückseligste zu werden, vor schwer hält, dünkt mich zu kleingläubig. Ich werde an meinen Pflichten durch den Beistand Gottes nichts fehlen lassen; und gesetzt, die Fr. v. G. und Fr. Pred. Z. und andere solche Körper ohne Seele sind mir feind, ja gesetzt, ich habe gar keine Gönner, so ist doch ein vollkommen weises, liebreiches und mächtiges Wesen auf unserer Seite und wird vor uns sorgen; und dieses gilt Millionenmal mehr als die Gunst aller Fürsten der Welt. Wehe dem, der dieses nicht glauben kann! Ich danke Gott, daß ich es nicht nur glaube, sondern gewiß weiß."

Die Meisten dürften nun vermuthen, daß Wieland, um zu Sophiens Besitz zu gelangen, sich über Hals und Kopf in eine der sogenannten Brodwissenschaften werde hineingestürzt haben: allein das that er nicht. Nach dem jetzigen Plane sollte er die Rechte studiren, konnte ihnen aber keinen Geschmack abgewinnen, und blieb bald davon. Die Schwäche seiner Brust zum Predigen hielt ihn von der Theologie, und ein mechanischer Ekel vor todten Körpern, Krankenstuben und Spitälern, von der Medizin ab;

er befaßte sich also mit gar keiner jener Fakultäten, die ihre treuen Anhänger mit Ehre und Reichthum belohnen. — Nun, so besuchte er vielleicht die Vorlesungen der Mathematiker, Physiker, Chemiker? Auch das nicht, denn — er besuchte gar keine Vorlesungen. Wurde er also vielleicht unordentlich, und hatte das Universitätsleben und die akademische Freiheit einen nachtheiligen Einfluß auf seinen Fleiß und seine Sitten, wie es häufig auch bei gutgearteten Jünglingen der Fall ist, wenn sie früher in zu großer Abhängigkeit und Beschränkung lebten? Nichts weniger als dies, denn er hatte hier keine Freunde und überhaupt keinen Umgang, sondern lebte stets allein für sich, als ein wahrer Einsiedler, so daß er am Ende selbst befürchtete, dies möchte ihn sauertöpfisch und pedantisch machen, wie sehr ihm auch beides zuwider sey. — Was trieb er denn nun aber, dieser Einsiedler? Er wird sich doch wol nicht blos der Schwärmerei der Liebe überlassen, und also gerade das gethan haben, was ihn von seinem ersehnten Ziel am weitesten entfernen mußte? — Wenn man will, ja! die Liebe hatte sich allerdings seiner so völlig bemächtigt, daß er allein in ihr zu athmen und zu leben schien; und alles, was er that, that er aus Liebe und für die Liebe. Nur freilich, zwischen Liebe und Liebe ist ein mächtiger Unterschied.

Dies hat er selbst uns offenbart in dem schönen Prolog zu seinem Gandalin oder Liebe um Liebe (Bd. 21. S. 47.), wo er sagt:

— — Auch die Macht der Kunst,
Des Bildners Finger, die höchste Gunst
Der Musen, was sind sie ohne Liebe?
Mit Liebe sang Homer, mit Liebe
Schuf Rafael seine Galathee.
Du selbst, o Tugend, du höchste Höh'
Der Menschenseele, was bist du als Liebe,
Du Gott in uns? — Doch stille, Gesang!
Verletze nicht das heilige Schweigen!
Wohl uns, so viele von uns das Schauen
Von diesem Geheimniß empfangen haben!
Wohl uns! Uns leuchtet allein die Sonne,
Uns scheint das herzerfreuende Licht;
Wir leben das wahre Leben; athmen
In reinen Lüften mit freier Brust,
Und sehen was ist, mit unbefangnen
Augen, und hören Götterstimmen,
Und durch die tiefe Nacht der Wesen
Den Schwung der alles bewegenden Räder,
Und fürchten nichts! und schwimmen und wälzen
Durch Stille und Sturm uns, immer getroster,
Die ewigen Wogen der Zeit hinab.

Wielands Liebe war also reine und echte Begeisterung für das Sittlich-Schöne, für die Weisheit und die Tugend selbst, die er, wie Sophien, mit dem vollen, heißen Herzen eines jugendlichen Dichters umfaßte, und die er auch in Sophien selbst nur liebte. Es war

nicht dichterische Redensart, sondern bloßer Ausdruck erkannter und gefühlter Wahrheit, wenn er Sophien in einer Ode damals schrieb:

Dich, Sophie, dich gab der Himmel mir,
Mich der Tugend liebreich hinzuführen;
Ja, ich war bereit mich zu verlieren;
Gott! Du sahest es, und gabst sie mir!
Jetzo dring' ich sicher durch verwachs'ne Hecken,
Denn ihr redlich Herz verläßt mich nie;
Gott und Weisheit, Tugend und Sophie
Sind bei mir, welch' Unfall kann mich schrecken?

O mein Engel, wenn wird einst ein Tag
Mich dir, liebstes Herz, auf ewig anvertrauen,
Und mein Glück auf solche Felsen bauen,
Die kein Orkan nicht zertrümmern mag!
Dann bin ich beglückt der Noth entgangen,
Die des Weisen Auge oft benetzt;
Dann wird nie ein Dunst von mir geschätzt,
Denn die Tugend selbst hält mich in dir umfangen!

Eine Liebe dieser Art kann ihr Leben nicht verträumen noch vertändeln; sie wurde vielmehr für den Jüngling ein Sporn zum immer rüstigeren Streben nach Vollkommenheit, wie seines Geistes und Herzens überhaupt, so insbesondere seines poetischen Vermögens, denn die Liebe, die ja ohnehin der Poesie so förderlich und die schönste Poesie des Lebens selbst ist, befeuerte ihn auch zu dem edlen Ehrgeiz, Sophiens nicht bloß sich würdig, sondern seine Liebe auch dadurch zu beweisen, daß er die schönsten Geistesblüthen,

die ihm sein Genius bieten würde, zu einem Kranze um das Haupt seiner Geliebten flocht, um sie vor ganz Teutschland zu verherrlichen, während er selbst, noch ein Jüngling, ehrenvoll in den Chor der teutschen Dichter einträte.

Eingedenk der Zusage, die er an jenem schönen Sommermorgen Sophien gegeben, das ihr mit so vieler Begeisterung vorgetragene System für sie zu Papiere zu bringen, ließ er es jetzt sein Erstes seyn, sein Wort zu lösen. Die Gelegenheit, alle seine Neigungen hiebei auf einmal zu befriedigen, seine Neigungen nämlich für die Philosophie, für die Poesie und für Sophien, war allzulockend für ihn, als daß er hätte widerstehen können; und so gestaltete sich sein System zu einem — philosophischen Lehrgedicht. Die Frucht jenes enthusiastischen Spazierganges war sein Gedicht: die Natur der Dinge, welches er in den Monaten Februar, März und April des Jahres 1751 zu Stande brachte. Daß dieses Gedicht gerade so wurde, wie es war, davon schob er späterhin mit vieler Laune die Schuld auf die abscheuliche Menge jener Seelenblähungen, die er von Baumers Philosophie bekommen habe. „Ohne Amors Beistand — schrieb er im J. 1768 an Riedel, — der mich im August 1750 durch den ersten Anblick der liebeathmendsten Kreatur, die ich jemals gekannt habe, plötzlich

metamorphosirte, würde ich nimmermehr wieder davon zurechte gekommen seyn. Das Uebel mußte wirklich groß gewesen seyn, weil sogar die mirabiles amores, welche mir diese Dame, die damals meine Göttin war, einflößte, und die erstaunliche Veränderung, welche sie in meiner Seele wirkte, dennoch einen so großen Widerstand in der metaphysischen Verwickelung meines Gehirns fanden, daß das erste Opfer, welches ihr meine glühende Liebe brachte, ein so seltsamer Zwitter von metaphysischem Schulgewäsche und von der besten Poesie, welche der Gott der Liebe jemals einem jungen Menschen von 17 Jahren eingehaucht hat, war, wie Sie vermuthlich das Lehrgedicht: Von der Natur, mit mir finden werden.“ Wer wird diese launige Selbstkritik nicht unterschreiben? Und wer verkennen, daß der junge Dichter zugleich auch ein kleiner Pedant war? Gewiß aber auch ein seltner Mensch, und ein seltner Liebhaber dazu; oder wäre das nicht eine seltne Wirkung der Liebe, daß ein siebzehnjähriger Jüngling mit poetischen Anlagen, voll des Feuers seiner ersten Liebe, nicht etwa ein Sonnett auf die schönen Augen der Geliebten, (deren Wirkung Wieland doch im Alter noch nicht vergessen hatte), oder eine Ode voll Wonne und Sonne, Musen und Busen, oder eine Elegie über die Trennung dichtet, worin die Bäume und Felsen seinen

Schmerz anhören müssen, und die Echo ihn mitleidig theilt, sondern daß er sich einsiedlerisch verschließt, und binnen drei Monaten ein ernstes philosophisches Lehrgedicht in sechs Büchern schreibt? Der Seltenheit eines solchen Liebhabers gleicht vielleicht nur die Seltenheit der Geliebten, welcher der liebende Dichter mit solch einem Gedichte sich zu empfehlen, und ihr Vergnügen zu machen, hoffen durfte.

Mit eben diesem Gedicht trat aber Wieland in den Chor der vaterländischen Dichter ein; und welchen Empfang durfte er sich da versprechen? Um dies einzusehen, und nachmals überhaupt Wielands Verdienste zu würdigen, ist's nothwendig, daß wir der Geschichte unsrer Poesie und ihres damaligen Zustandes insbesondere uns bestimmter erinnern.

4.

Die Poesie hat in Deutschland mehr als einmal eine Zeit schöner Blüthe gehabt, allezeit unter Umständen, die eine besondre Mundart begünstigten. Nur wenig wissen wir aus der ältesten Periode der Franken. Daß man altfränkisch alles Veraltete genannt hat, zeigt klar, woher die Vergessenheit desselben

stammt, bis die neuesten Forscher auf Entdeckungen ausgingen, die nicht ganz unbelohnt geblieben sind. Als im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die romantische Denkart ihren Strich auch über Teutschland nahm, erblühete die Ritterpoesie in schwäbischer Mundart; doch mit dem Untergange des Hohenstaufischen Kaiserhauses ging auch die Poesie der Minnesänger unter, und nur ein matter Nachhall der romantischen Poesie erklang in der Schule des Meistersänger (von 1346 — 1517.). Teutsche Gelehrte wurden lateinisch gebildet, und wenn die teutsche Sprache nicht in Verfall gerieth, so war dies nicht der Gelehrten Verdienst. Die so bildsame Muttersprache hätte bis zu hohem Grade verwildert seyn müssen, wenn Karls V. hartes Urtheil, daß er sie nur mit seinen Pferden sprechen könne, nicht das bloße Vorurtheil eines Abgeneigten wäre, der selbst das nicht kannte, oder nicht zu schätzen verstand, was unter seinem größeren Vater Maximilian sogar Vortreffliches war geleistet worden. Inzwischen hatte sich die südsächsische Mundart ausgebildet, und Luther wurde durch seine Bibelübersetzung, nach Voßens Ausdruck, Stammvater des neueren Sprachenbaues. Einen frischen kräftigen Geist regte die gewaltige Zeit auf, und von der Begeisterung, welche sie weckte, erstarkte auch die Poesie. Man denke

nur an Hutten, Fischart, Rollenhagen, Weckhrlin u. A. Wie der rege Geist selbst die Schule der Meistersänger durchdrang, beweist vor allen der treffliche Meister Hans Sachs. Eine neue Periode der teutschen Poesie ging mitten unter den Stürmen des dreißigjährigen Krieges an (1618 — 1648.). An ihrer Spitze standen der Schlesier Opitz und der Sachse Flemming; man nennt sie aber nicht mit Unrecht die Schlesische Periode, nach der Mehrheit der zu ihr gehörigen Dichter. Gleichzeitig entstanden verschiedene Gesellschaften zur Beförderung des teutschen Sprachenbaues, der Palmenorden oder die Fruchtbringende Gesellschaft zu Weimar seit 1617, der gekrönte Blumenorden oder die Gesellschaft der Pegnitzschäfer zu Nürnberg, von Harsdörfer von Klai gestiftet im Jahr 1644, die teutsch gesinnte Genossenschaft (auch Rosengesellschaft), besonders für Sprachreinigung, von Filipp von Zesen und Dietrich Peterson im Jahr 1643 zu Hamburg gestiftet, und der von dem wackern Dichter Joh. Rist im Jahr 1660 zu Pinneberg im Holsteinischen gestiftete Schwanenorden an der Elbe. Löblich war der Zweck, den Teutschen eine Schriftsprache zu bilden, und gewiß das Streben angeregt von einem lebhaft gefühlten Bedürfniß nach dem,

was man durch das Hochteutsch erhielt; allein was sich erwarten ließ, geschah: alle diese Gesellschaften, die sich in Spielereien mit besondern Namen und Sinnbildern ihrer Mitglieder und Ceremonien gefielen und zu sehr verloren, leisteten für Erreichung des Zweckes weit weniger als jene Schlesischen Dichter, die mit großem Ernst um Veredlung der Sprache sich bemühten, und ihrer veredelten Sprache durch ihre Werke zugleich Eingang in das Leben verschafften. Opitz und Flemming selbst, Tscherning, Andreas Gryphius, Logau, Scultetus, Moscherosch, Lohenstein (in seinem, nach Voß, von Sprachgewalt strotzenden Arminius) u. A. erwarben sich in dieser Hinsicht die dankeswerthesten Verdienste um das gemeinsame teutsche Vaterland. Eine Würdigung ihrer Poesie wird Niemand hier erwarten; nur die Bemerkung darf nicht übergangen werden, daß man in dieser Periode den Anfang machte, dem klassischen Alterthum und dem Ausland als Mustern nachzustreben, während die eigne Poesie der vaterländischen Vorwelt unbekannter wurde, wozu die Umbildung der Sprache nicht wenig beitrug. Falsche Muster leiteten zu Verirrung des Geschmacks, und der Reiz der Neuheit begünstigte dieselbe um so mehr, da zwei geniale Dichter, Hofmannswaldau und Lohenstein, den Ton angaben.

Beide, wie verschieden in allem Uebrigen, hatten doch die falsche Ansicht von dem Schönen und Interessanten mit einander gemein, verwechselten jenes mit dem glänzend Geschmückten, dieses mit dem Pikanten, und verfielen in manirirten Prunk. Ein gesuchter kostbarer Witz verdrängte das einfach Natürliche im Naiven wie im Erhabenen, und dieses mußte daher in Schwulst ausarten. Das Beispiel, welches hierin Lohenstein gab, mußte um so verführerischer wirken, da man bei so viel echtem Schmuck, den er wirklich hat, den unechten um so leichter übersah. Einen ähnlichen Geist athmeten die Romane jener Zeit, die ihren Ursprung den in Prosa aufgelößten, nun als Volksbücher viel gelesenen, älteren epischen Gedichten verdankten. Zieglers asiatische Banise und des Herzogs von Braunschweig Anton Ulrichs römische Octavia und durchlauchtige Syrerin Aramena schlossen sich in dem neuen Tone an jene an, ohne Lohensteins Arminius zu erreichen.

So stand es mit unserer Poesie und Sprache zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, und die neue Schule, welche sich hervorthat, den Zittauischen Rektor Christian Weise und den Schlesier Benjamin Neukirch, der anfangs fest an Lohenstein hielt, an der Spitze, war nicht geeignet, den Geschmack zu verbessern,

vielmehr wurde er, nur in entgegengesetzter Richtung, weit verdorbener. An die Stelle des Feuers trat schleichendes Wasser, — an die Stelle des Pikanten langweilige Geschwätzigkeit, an die Stelle des Prunks die gemeinste Natürlichkeit, und an die Stelle der Schwulst Plattheit; man war aus einem Aeußersten in das Entgegengesetzte verfallen. Wie so gar nicht man das Wesen der Poesie kannte, davon geben die im ersten Viertel dieses Jahrhunderts erschienenen Anweisungen zu derselben den traurig überzeugenden Beweis. Bis zu welchem Grade der Barbarei aber die Sprache verwildert war, davon hat man jetzt kaum eine Vorstellung.

Der Einfluß, welchen Frankreichs Uebergewicht unter Lud. XIV. auf die teutschen Höfe erhalten hatte, gab auch der französischen Sprache ein Uebergewicht in der sogenannten galanten Welt, die ihre Muster von den Höfen nahm, während die lateinisch gebildeten Gelehrten fortfuhren voll Schuldünkels die Muttersprache zu verachten, und, um ihr doch einige Annehmlichkeit zu geben, ihr so viel Latein einzupfropfen als nur möglich. So boten sich den Galanterie und Pedanterie zum Verderben der Muttersprache wechselsweise die Hand, und die damals neubegründete Universität zu Halle war die erste, wo sie es wagen durfte, sich hören zu lassen. Christian Thomasius erklärte damals: „die grie-

chischen Philosophi schrieben auch nicht hebräisch, noch die römischen griechisch, sondern jeder gebrauchte seine Muttersprache. Die Franzosen wissen sich dieses Vortheils heut zu Tage sehr wol zu bedienen. Warum sollen denn wir Teutschen stetswährend von andern uns wegen dieses Vortheils auslachen lassen, als ob die Philosophie und Gelahrtheit nicht in unsrer Sprache vorgetragen werden könnte? Daß diese Schreibart vor diesem nicht gebraucht worden, oder von andern verworfen wird, ist wol die Ursache, weil man gemeinet, oder sich noch beredet, als wenn Aristoteles, Thomas, Scotus, Cartesius, Gassendus u. s. w. der Probierstein der Wahrheit wären." Zwar wimmelt auch des Thomasius Styl von fremden Wörtern, allein ihm gebührt doch das Verdienst, die Bahn gebrochen zu haben. Leibnitz, der, wie schon das Wenige beweist, was er gethan, so viel hätte thun können, stand zu viel mit Höfen und Ausländern in Verbindung, als daß er nicht selbst dann eine denselben beliebtere Sprache hätte vorziehen sollen, wenn auch nicht, wie er ausdrücklich erklärte, die teutsche Sprache für abstrackte Begriffe zu arm gewesen wäre. Wolf war es zuerst, der den Teutschen eine Sprache für die Philosophie bildete, welche sie vor ihm nur stammelte.

Zu eben der Zeit, wo diese Sprache mühsam

nach Ausdruck für den Ertrag im Gebiete der Wahrheit rang, schien sie aber den Ausdruck des Gefühls verlernt zu haben. Kraft und Zartheit, Würde und Anmuth schienen aus ihr verschwunden; was sie einst zu leisten fähig gewesen, kannte kaum Jemand; von einer Geschichte der Poesie hatte man nur höchst kärgliche Versuche. Selbst die Literatoren achteten die Schätze für Poesie und Sprache nicht, sondern vernachlässigten sie auf unverantwortliche Weise. So hinderte denn nichts das immer zunehmende Verderben der Sprache und Sinken der Poesie. Nur einige Dichter erhoben sich über die Menge nach dem Besseren strebend; v. Canitz, v. Besser, Brockes, Liscov, Drollinger. Günther würde weit mehr geleistet haben, wenn er nicht durch wüstes Leben seinen Untergang beschleunigt hätte.

So stand es, als zwei poetische und kritische Schulen feindselig gegen einander traten, die Leipziger und die Schweizerische oder Zürcherische. Das Haupt der ersten war Joh. Christoph Gottsched (geb. 1700 gest. 1766), das der zweiten Joh. Jacob Bodmer (geb. zu Greifensee 1698 gest. zu Zürich 1783) nebst seinem Freunde Joh. Jakob Breitinger (geb. 1701 zu Zürich u. gest. das. 1777). Beide Parteien strebten anfänglich nach demselben Ziele. Gottsched gab 1730 einen Ver-

such einer Critischen Dichtkunst heraus, die vor allen ähnlichen Werken seiner Vorgänger unleugbare Vorzüge hat: und hatten Bodmer und Breitinger das Streben der neuern Dichter, mit Ausnahme Weniger, als geschmackwidrig und gehaltlos getadelt, und dagegen die Vorzüge der alten Schlesischen Schule hervorgehoben, so stimmte ihnen Gottsched, Bodmers öfters mit Lobe gedenkend, völlig bei; denn wirklich ging sein, wie der Schweizer, Streben auf Verbesserung des Zeitgeschmacks, und Gottsched zeigte dabei besonders einen rühmlichen Eifer für Reinigung der Sprache von aller Ausländerei. Gottsched und Bodmer endlich begegneten sich in dem lobenswerthen Bemühen, alte Schätze der vaterländischen Literatur aus dem Dunkel der Vergessenheit wieder ans Licht zu ziehen. Unglücklicher Weise wollte aber Gottsched auch selbst Dichter seyn. Nicht nur aber hatte die Natur selbst ihm hiezu jedes Talent versagt, sondern auch seine Grundsätze über den Styl machten ihn zu aller poetischen Darstellung untauglich. Diesen zufolge konnte er nur Prosa reimen, und zum Unglück war auch seine Prosa ohne alle Kraft, weibisch-geschwätzig. Deutlich war alles, aber langweilig; fließend, aber seicht. Nichts desto weniger nannten ihn seine Freunde den Leipziger Horaz, unter anderem auch darum, weil Horaz eine Dichtkunst

geschrieben habe, und Gottsched auch, jener gegen die elenden Versemacher in Rom, dieser gegen die in Leipzig. Daß der Zweck aber, sie zu vermindern, erreicht worden wäre, konnte man nicht finden; im Gegentheil wuchs die Anzahl derselben in eben dem Maße, als durch die gegebenen Muster die Leichtigkeit zu dichten (was man nämlich dichten nannte) befördert wurde. Die langweiligsten, gehaltlosesten Reimer gingen aus Gottscheds Schule hervor, welche zu stiften der Professor an einer vielbesuchten Universität weit mehr Gelegenheit hatte, als die einsam stehenden Schweizer. Gottsched, eitel wie er war, betrachtete sich nun als Teutschlands Musageten, als den im Gebiete der Poesie Ton angebenden Diktator. Beinahe zehn Jahre lang hatten die Schweizer sich begnügt, ihn blos still zu beobachten, wenigstens waren nur kleine Plänkeleien vorgefallen; im Jahre 1740 aber brach der offene Krieg los. Da gab Breitinger auch eine Kritische Dichtkunst heraus, und es ward überall merklich, daß Gottsched dies als eine Art von Eingriff in seine Diktatur betrachtete; er konnte seine Empfindlichkeit nicht verbergen. Zu gleicher Zeit gab der, Gottscheden befreundete, Doktor Triller, erst in seinen poetischen Betrachtungen einige Proben äsopischer Fabeln, und gleich darauf eine ganze Sammlung dieser Fabeln heraus. Diese Fabeln

griff in seiner Dichtkunst schon Breitinger, dann aber auch Bodmer an in seinen Kritischen Betrachtungen über die poetischen Gemählde der Dichter, so wie in der Sammlung kritischer, poetischer und andrer geistvoller Schriften zur Verbesserung des Urtheils und des Witzes in den Werken der Wohlredenheit und der Poesie (Beide 1741). Gottsched ließ zuerst seinen Unmuth aus in den Beiträgen zur Critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredtsamkeit, worin er im Jahre 1740 Bodmers Kritische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen, in einer Vertheidigung des Gedichtes Joh. Miltons von dem verlornen Paradiese nicht ohne Erbitterung angriff. Schon in der zweiten Ausgabe seiner Dichtkunst (1737) hatte Gottsched gegen Milton mit Gründen der französischen Kritik gestritten, jetzt war ihm erwünscht, zugleich den Uebersetzer Miltons, Bodmer, angreifen zu können. Klagte Bodmer über die Vernachlässigung Miltons, so spottete Gottsched über einen Dichter, der sich nicht selbst empfehlen könne, sondern erst auf Anderer Empfehlung warten müsse. Schob Bodmer die Schuld der Vernachlässigung „auf den Zustand

der teutschen Leser, als die mit so vortrefflichen Poeten, als Milton ist, wenig Bekanntschaft hätten, und sich in so kurzer Zeit von dem ungereimten und wunderlichen, jedoch ihnen geläufigen Ergötzen, das sie von ihren gemeinen Poeten empfangen, nicht haben entwöhnen können;“ so rief Gottsched: „da haben wirs! Der Vertheidiger rückt nunmehr mit der Sprache heraus! Sein Milton, in den er sich durch seine Uebersetzung selbst verkleidet hat, liegt ihm so sehr am Herzen, daß er alle bisherige teutsche Poeten nicht nur unter ihn herunter setzet; sondern sie gemeine Poeten schilt, daraus die Deutschen bisher nur ein ungereimtes und wunderliches Ergötzen empfunden haben sollen. So weit kann einen Menschen die Selbstliebe treiben. Man übersetzt ein Werk, das den Deutschen nicht gefällt. Das Buch ist schön; denn es gefällt meinen Landsleuten und mir; meine Uebersetzung ist auch schön: denn ich habe sie selbst gemacht. Folglich sind die Deutschen unverständige Leute, und alle ihre Poeten, daran sie sich ergötzen, haben ihnen nur eine ungereimte und wunderliche Lust erweckt. Vortrefflich geschlossen!“ — Am Ende fügt Gottsched noch hinzu: „Der Herr Verfasser macht sich die trostreiche Hoffnung, daß die neue critische Dichtkunst, die nämlich in Zürich neulich herausgekommen, nicht wenig dazu

beitragen werde, den Milton in Ansehn zu bringen. Künftige Dinge sind ungewiß, und wir wollen ihm also nicht vor der Zeit alle Hoffnung absprechen. Allein nach vielen Wahrscheinlichkeiten, die wir hier besser, als in der Schweiz haben können, zu urtheilen, sollte man eher das Gegentheil glauben; indem auch diese neue Dichtkunst vielleicht noch ein Buch bedürfen wird, welches sie anpreise und beliebt mache."

Ein Umstand kam hinzu, um Gottsched noch mehr zu erbittern, und beide Parteien für immer zu entzweien. Einer von Gottscheds oder Trillers Freunden hatte eine Vertheidigung von des Letztern äsopischen Fabeln geschrieben, Ernesti aber als Censor den Druck derselben verweigert. Ob nun aus Zufall oder aus Absicht, genug Breitinger erhielt diese Schrift — als Umschlag um Taback, der ihm zugesendet wurde, und gab sie heraus unter dem Titel: Nothwendige Ergänzungsstücke zu der Vorrede des Herrn D. Tr*ll*rs vor seinem neuen Aesopischen Fabelwerke, durch einen glücklichen Zufall mitten aus dem Verderben errettet, und den Verehrern der Tr*ll*rischen Muse mitgetheilet von einem ihrer Schweizerischen Zunftgenossen. — So spottende Verachtung konnten Gottsched und die Seinigen nicht verzeihen; der Krieg brach nun öffentlich aus. Die Schweizer nahmen die Partei der Engländer, Gottsched rief die Franzosen für sich

zu Hülfe, und jede Partei erklärte die Poesie der Nazion, für welche sie sich entschieden hatte, für ihr Muster. Je unbehülflicher die Schule Gottscheds in ihrer Nachahmung war, desto leichter ward den Schweizern der Sieg, und es war nicht zu verwundern, daß alle besseren Köpfe sich auf ihre Seite schlugen.

Solcher hatten sich bereits seit der Zeit von Bodmers und Gottscheds erstem Auftreten mehrere hervorgethan, und vorzüglich kündigten Haller und v. Hagedorn eine neue, rühmlichere Periode an. Jener, männlich-ernst, voll Gediegenheit und Kraft, erhob Sprache und Poesie der Teutschen wieder zu ihrer Würde, dieser, heiter scherzend und geistreich fröhlich, zeigte sie in lieblicher Anmuth. Aus der Schule Gottscheds selbst trat ein Verein von Jünglingen hervor, deren gemeinschaftliches Streben die schönsten Hoffnungen erregte. Unter ihnen war Gellert, dessen glückliche Leichtigkeit so ganz geeignet war, dem bessern Geschmack den Eingang zu verschaffen, den jeder der Vereinten, Rabener, Cramer, Elias und Adolf Schlegel, Ebert, Gärtner, Zachariä, Gieseke, auf seine Weise zu befördern eifrig bemüht war. Alle fühlten die Schmach, das Vaterland als geist- und geschmacklos verachtet zu sehen. Hatte nicht Swift behauptet, zu Entdeckungen müsse nicht viel gehören, weil die

drei wichtigsten, die Buchdruckerkunst, das Schießpulver und der Kompaß, die dümmste Nazion gemacht habe, die teutsche? Hatte nicht Bouhours die Frage aufgeworfen, ob der Teutsche Geist haben könne? Jene Jünglinge, die sich fühlten, vereinigten sich, die Ehre des Vaterlandes zu retten. Sie durften nicht hoffen auf ein goldenes Zeitalter eines Ludwigs XIV., auf kein Fürstengold und keine ehrende Auszeichnung, denn alle unsre Höfe waren ja französisch, und alle Vornehmen und Reichen hatten französische Erzieherinnen: es schien fast, als wäre die Zeit Karls V. zurückgekehrt. Nicht lüstend aber nach Beifall, welchem Gold folgt, nur erfüllt von reiner Vaterlandsliebe, strebten jene edlen Jünglinge des teutschen Namens Ehre zu retten auf die einzig rechte Weise, durch Geisteswerke, die würdig wären, denen des klassischen Alterthums und den besten des Auslands gleich gestellt zu werden. Wozu sie in jugendlichem Enthusiasmus sich entschlossen, das auszuführen sind sie ihr Leben lang nicht ermüdet: und mögen wir es nie undankbar vergessen, daß wir ihrem Eifer es verdanken, die nachmalige Höhe erreicht zu haben.

Etwas später als die Genannten kamen Klopstock (Ostern 1746), Lessing (Michaelis 1756) und Weiße nach Leipzig, ohne daß die beiden letzten Klopstock kennen lernten, oder

mit jenem Bunde in Berührung kamen. Klopstock, zurückgezogen, ging seinen eigenen Weg; Lessing und Weiße, freundschaftlich vereint, den ihrigen. Sie alle aber theilten jenes Gefühl, waren begeistert von derselben Idee, und sie strebten, Klopstock und Lessing sogar noch rüstiger, nach demselben Ziele.

Es ist bereits erinnert worden, daß man periodische Schriften für das zweckmäßigste Mittel hielt, auf das Publikum zu wirken. Seit den Diskursen der Maler erschien zu Hamburg (1725) der Patriot, herausgegeben von Weichmann, woran Brockes, Fabricius, Richey, u. A. Mitarbeiter waren. Dieser Patriot, und die Vernünftigen Tadlerinnen, welche Gottsched herausgab (Halle 1724), hatten das für jene Zeit bedeutende Verdienst, der damals so heillosen Sprachmengerei sich mit Eifer entgegen zu stellen. Außerdem erschienen aber unter Gottscheds Leitung auch die Kritischen Beiträge zur Historie der teutschen Sprache (1733 — 1744), der Neue Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste (1745 — 50), nachher unter dem Titel: das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit (1751 — 63). Mit dem Jahre 1741 begannen die Belustigungen des Verstandes und Witzes, so gut wie von Gottsched selbst herausgegeben,

indem der Herausgeber, M. Joh. Joachim Schwabe, Gottscheds immer getreuer Waffenträger und Vorfechter war. „Die besondre Absicht dieser Schrift, sagten die Schweizer, worinnen man einige Früchte des deutschen Witzes und Verstandes zu sammeln Willens ist, stellet uns der Herr Magister auf dem Titelblatte vor Augen, — unter dem Sinnbilde eines sitzenden Bären, der an der Tatze sauget, und solches mit der Aufschrift Ipse alimenta sibi erläutert: wodurch er den eigentlichen Reichthum und die Fruchtbarkeit des deutschen Witzes auf eine recht edle, lebhafte und sinnreiche Art erhebet.“ Die Meisten aus dem obgenannten Dichterbunde hatten Antheil an diesen Belustigungen, die im Ganzen den Tadel der Schweizer nicht verdienten; allein Alle fühlten bald, daß sie von Gottsched sich gänzlich lossagen müßten, um ihr Ziel zu erreichen. Nachdem sie schon eine Zeit lang unter sich eine kritische Gesellschaft gebildet hatten, bot sich ihnen ein Buchhändler von Bremen dar, der eine ähnliche periodische Schrift wünschte. Gärtner, Cramer und Adolf Schlegel vereinigten sich zu diesem Behuf, und so erschienen von dem Jahre 1744 an die sogenannten Bremischen Beiträge, wovon Gärtner Herausgeber, alle oben Genannten Mitarbeiter waren. Die Strenge, welche die Mitarbeiter unter einander gegen ihre eignen

Arbeiten ausübten, das Gesetz, nur allgemein gebilligte Stücke aufzunehmen, sicherte ihnen den glücklichen Erfolg. Man hat nicht Unrecht, dieser Beiträge zur Bezeichnung einer neuen Epoche in unserer Literatur sich zu bedienen. Doch muß gesagt werden, daß sie diese Ehre vornämlich Einem verdanken, den ein glücklicher Zufall jenem Leipziger Dichterbunde zugesellte. Dieser Eine, der an Geniuskraft alle übrigen übertraf, und bald darauf als ein Stern erster Größe an Teutschlands poetischem Himmel hervorstralte, war — Klopstock. Ohne die ersten Gesänge seines Messias, ohne seine ersten Oden und Elegien in diesen Beiträgen, würden sie zwar immer einen guten, aber keinen so tiefen Eindruck gemacht, ihre Zeit zwar wol gefördert, aber nicht mit so gewaltiger Kraft aus langer Ohnmacht empor gerissen haben. Klopstock stand in jedem Betracht über seiner Zeit, und wie er selbst sich fühlte, so mußte auch sein Leser fühlen, daß er „gesellet sey

Jenen alten Unsterblichen,
Deren dauernder Werth, wachsenden Strömen gleich,
Jedes lange Jahrhundert füllt."

Lessing selbst trat bei weitem so bedeutend nicht auf als Klopstock. Seine ersten schriftstellerischen Versuche, zwei Lustspiele, gab er in den Ermunterungen, einer Hamburgischen,

von Agricola herausgegebenen Wochenschrift, welche längst vergessen ist, ein Schicksal, welches, ohne Klopstock, die Bremer Beiträge doch auch wol würden erfahren haben.

Früher noch, als durch jenen Leipziger Dichterbund für unsre Poesie so schöne Aussichten sich eröffneten, hatten sich in Halle ähnlich gesinnte Jünglinge zusammen gefunden. Zuerst sind hier zu nennen aus den Jahren 1735 und 36 Pyra (aus Cottbus) und Lange (aus Halle), deren Gedichte nachmals — nebst denen von Lange's Gattin — unter dem Titel: Thyrsis und Damons freundschaftliche Lieder (1745) erschienen. Eine Merkwürdigkeit in jener Zeit waren Lange's Horazische Oden (1747), als der erste Versuch, durch Hinweglassung des Reimes, den lyrischen Sylbenmaaßen der Alten sich zu nähern. In dem Jahre 1738 kam aber Friedr. Wilh. Gleim, und im Jahr 1739 Joh. Peter Uz, späterhin J. Nicol. Götz, auf die Universität nach Halle; K. W. Ramler im Jahr 1742. Nur die drei ersten hatten noch Gelegenheit, den scharfsinnigen Alexander Gottlieb Baumgarten zu hören, der den ersten Versuch wagte, eine Wissenschaft des Schönen aufzustellen, welcher er den bis dahin noch nicht gehörten Namen der Aesthetik gab. Sein lateinisches Werk unter diesem Titel erschien zwar erst im Jahr 1750, allein er hatte

schon in einer akademischen Schrift vom Jahre 1733 die Grundlinien derselben gezogen, und sein Schüler Georg Friedrich Meier, nachmals auch Professor zu Halle, gab eigentlich Baumgartens System noch vor diesem selbst heraus unter dem Titel: Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften (Halle 1748). Halle war sonach die erste Universität, auf welcher Vorträge über Aesthetik gehalten wurden. Wie viel jene Jünglinge davon benutzten, weiß ich nicht, gewiß aber ist, daß sie mit Meier, dem Freunde von Lange und Pyra, sich ebenfalls befreundeten, und durch fortgesetzte Uebungen ihre poetischen Anlagen auszubilden eifrig strebten, wobei die Aesthetik wenigstens die Wirkung haben mußte, daß sie nicht auf Gottscheds Weg kommen konnten, wenn sie ja ihr eigner Genius nicht gewarnt hätte. Uz übte sich in Uebersetzung griechischer Dichter, und mit Götz gemeinschaftlich übersetzte er Anakreon und Sappho. Im Jahr 1746 erschien diese Uebersetzung, und späterhin umgearbeitet von Ramler. Aber auch an eigenen poetischen Versuchen ließen sie es nicht fehlen. Von Uz erschien in den Belustigungen eine Ode auf den Frühling, die erste genau nach griechischem Sylbenmaaße gemessene; Gleim dichtete hier, was er nachher als Versuch in scherzhaften Liedern (Berl. 1744) herausgab. Ramler

lieferte verschiedenes zu den Bremischen Beiträgen; mehrere übersetzte Horazische Oden sind von ihm; die Sehnsucht nach dem Winter, in der Sammlung seiner Gedichte, ist vom Jahre 1744.

Gleim befreundete sich nachmals in Berlin mit Pyra, welcher Konrektor am dasigen Gymnasium geworden war, aber schon im Jahr 1744 starb. Als Stabsekretair bei dem Prinzen Wilhelm von Schwedt, den er in einen Feldzug gegen Oesterreich begleitete, gewann Gleim die Freundschaft seines Ewald von Kleist, von welchem während des Jahres 1744, wo er sich in Leipzig befand, einige Gedichte in den Belustigungen erschienen waren, und der schon damals an seinem lyrisch-malerischen Gedicht, der Frühling, arbeitete, welches, als es im Jahr 1749 zum erstenmal erschien, dem Dichter alle Herzen gewann. An Beide schloß sich dann in Berlin Ramler an, und späterhin knüpfte sich eine freundschaftliche Verbindung zwischen diesem und Lessing, zwischen welchem und Kleist sie schon in Leipzig bestanden hatte. Im Jahr 1750 vereinigte sich Ramler mit dem Schweizer Joh. Georg Sulzer zur Herausgabe einer gelehrten Zeitung unter dem Titel: Kritische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, an deren Fortsetzung aber sie vom folgenden Jahr an keinen Antheil hatten. Dagegen lieferten sie Beiträge zu der Wochen-

schrift, der Druide, die ihr gemeinschaftlicher Freund Sucro herausgab, der jüngere Bruder des damals durch seine Versuche in didaktischen Dichtungen bekannte Joh. Gr. Sucro. Nachdem im Jahr 1747 Gleim als Domsekretair in Halberstadt angestellt war, erhielt er eine so günstige Stellung, daß er gleichsam der Mittelpunkt aller nun weit Zerstreuten wurde. Er wurde der Freund Klopstocks, und dadurch der Freund von allen dessen Freunden.

5.

Während so die Meisten des neu aufblühenden Geschlechts in ihrem Emporstreben durch das Anschließen an Gleichgesinnte, und durch gemeinschaftliches Prüfen mannichfaltig gefördert wurden, und bei ihrem Auftreten der freudigen Theilnahme wenigstens ihrer Partei gewiß waren, mußte der zu Tübingen einsiedelnde Wieland aller dieser Vortheile entbehren. Seine Liebe zur Poesie theilte niemand mit ihm; kein kritischer Freund stand ihm zur Seite; nur auf das eigne Gefühl, auf das eigne Urtheil mußte er sich verlassen. Und wer sollte ihn in das Publikum einführen? Auch dazu hatte er keinen Freund und Berather, und doch war dies zu jener Zeit kein gleichgültiger Umstand.

Der Dichterkrieg zwischen den Schweizern und Sachsen wurde mit immer steigender Erbitterung geführt, in welcher man von beiden Theilen gleicher Ungerechtigkeit sich schuldig machte. Die Schweizer sahen mit Vergnügen, daß die Beiträger sich auf ihre Seite gewendet hatten, und Sulzer, Bodmers inniger, beinahe blind anhänglicher, Freund, machte den Werber für ihn in Berlin, wo schon Pyra einen „Erweis, daß die Gottschedische Sekte den Geschmack verderbe," geschrieben hatte. Man freute sich des Beitritts von Lange, und erwartete besonders viel von Gleim. An diesen schrieb Bodmer vom 11. Jul. 1745: „Wir wären unempfindlich, wenn wir, der echten Poesie und Beredtsamkeit aufzuhelfen, uns nicht zum wenigsten so enge vereinigten, als Andere sich der Barbarei zu Gunst verbinden, und wir wären zaghafte Leute, wenn wir uns für die gute Sache nicht so öffentlich erklären, und so munter streiten wollten, als die Andern für die verderbte! — Ihre Freundschaft ist daher Herrn Breitinger und mir nichts weniger denn gleichgültig, zumal da wir, die Wahrheit zu bekennen, so streitbar nicht sind, daß wir nicht müde würden, uns mit der Dummheit herumzuschlagen, wofern wir nicht durch tapferes Zurufen und Mitstreiten andrer Freunde des Geschmacks aufgemuntert würden. Pyra ist mitten in seinen Siegen

gestorben, Liscov ist ein schlafender Löwe, Rost kämpft in der Kriegskanzlei, Hagedorn hält hinterm Berge; die Zeit wird uns darum lange, bis daß Ew. mit Ihren Freunden den Harnisch anlegen." Wer sich auf solche Aufforderungen lau bewies, wurde mit mißtrauischen Augen beobachtet, als einer, der es mit keiner Partei verderben wollte. Wer nicht mit uns ist, hieß es, ist wider uns; ein Grundsatz, welchem zufolge bei den Schweizern gar mancher Mittelmäßige eben so erhoben wurde, wie bei Gottsched. Mit dem Tadel ging es von beiden Seiten nicht gerechter zu; denn suchte Gottsched, Haller und Klopstock herabzusetzen, so verfuhr Bodmer gegen Uz, Ramler, Lessing, und nachher Weiße nicht besser, blos weil diese nicht mit ihm seyn — konnten.

Unbedingt mit ihm zu seyn, hatte Bodmer aber jetzt um vieles schwerer gemacht als früher, denn man hatte es nun nicht mehr allein mit Bodmer dem Kunstrichter, sondern auch mit Bodmer dem Dichter zu thun, und die Vergleichung mit Gottsched mußte in zwiefacher Beziehung angestellt werden.

Bodmer hatte zwar schon früher einige poetische Versuche in Alexandrinern, jedoch ohne sonderliches Glück, gemacht, und trat erst in einem Alter als Dichter hervor, in welchem die Meisten an das Zurücktreten denken. Er war

seinem 50sten Jahre nah, als ihn die Idee eines epischen Gedichtes, Noah, lebhaft beschäftigte. Um diese Zeit erschienen die ersten Gesänge des Messias. Die Wirkung derselben, überall groß, mußte noch weit größer auf den Uebersetzer und Lobredner Miltons seyn; sie war ein hoher Enthusiasmus nicht blos für das Gedicht, sondern auch für den Sänger des Messias. Bodmer war gleich entzückt über den Gegenstand wie über die Ausführung; er wünschte der Religion, er wünschte Teutschland Glück, und fand für sich selbst nicht blos eine mächtige Ermunterung, sondern auch große Erleichterung; wenigstens kam's ihm so vor. Der Messias war nämlich auch dadurch eine einzige Erscheinung, weil er den Hexameter, das epische Sylbenmaß der Alten, bei uns einführte, und so eine Bildsamkeit unsrer Sprache bewies, deren die ausländischen neueren Sprachen nicht fähig waren. Gottsched zwar hatte schon vor Jahren zu Versuchen dieser Art ermuntert, und zum Beweis der Möglichkeit des Gelingens selbst mehrere, zum Theil ganz untadelige, Hexameter selbst verfertigt; allein der Versuch im Großen entschied erst, und diesen hatte Klopstock gemacht. Es würde unbillig seyn, von einem ersten Versuch Vollkommenheit zu erwarten: allein diese konnte auch eigentlich niemand damals erwarten. Die Meisten freuten sich einer neuen Aehnlichkeit

der Teutschen mit den Alten, Bodmer aber insbesondere der Befreiung von dem Alexandriner und den Fesseln des Reimes, die ihm oft so viele Qual verursacht hatten. Sein Muth zu Dichten wuchs, seitdem er sich des Hexameters bedienen konnte. Was nun aber Bodmer auch „von dem Zauberton von wohlgesetzten Füßen“ reden mochte, die Natur hatte ihm kein Ohr für Musik gegeben, und was Wunder also, wenn seine Hexameter eine Qual für musikalische Ohren wurden. Zum Dichter selbst war er auch wol so wenig geboren als Gottsched, doch hatte er unstreitig des poetischen Talentes mehr als dieser, und dabei mehr poetische Empfänglichkeit, mehr Geschmack, und ein eignes Geschick, seine große Belesenheit für seine poetischen Zwecke zu benutzen, und das, was ihm bei andern gefallen hatte, als wohlerworbenes Eigenthum in seine Darstellungen aufzunehmen. Diese waren darum allerdings nicht so leer als die Gottschedischen, reicher an Gedanken, von oft körnigem Ausdruck, interessanter in Anlage und Situazionen, und überhaupt von einem männlicheren Geiste durchdrungen. Der Eindruck, den sie machten, mußte aber doch sehr verschieden seyn.

Man kann bei der Aufnahme der Bodmerischen Muse drei Parteien unterscheiden. Daß sie in der Schule Gottscheds nicht die freundlichste

gewesen seyn werde, läßt sich erwarten. Hier nahm man an Klopstock ein um so größeres Aergerniß, je größer Bodmers Entzücken über denselben war, und, weil Bodmer auch Hexameter machte, an den Hexametristen überhaupt. Bodmer hatte den Professor Meier zu Halle, mit dem er durch die neue Aesthetik in Bekanntschaft gekommen war, aufgefordert, für den Messias zu schreiben, und Meier suchte dieser Aufforderung zu genügen durch seine Beurtheilung des Heldengedichts, der Messias (Halle 1749), welche gar wunderliche, zum Theil komische, Folgen veranlaßte. Gottsched erklärte zuerst, daß er „den Schwung der unbildsamen Gedanken Klopstocks und die Mäander seiner Ausdrücke schlechterdings mißbillige,“ und, „daß der neue Hexameter, in dem eine und die nämliche Sylbe bald kurz bald lang gebraucht werde, für ihn kein Hexameter sey, und es ihm vielmehr herzlich leid thue, durch seine in der critischen Dichtkunst ohnlängst gegebenen Proben und deren mäßigen Wohlklang, den Unfug, den man nun mit dem heroischen Sylbenmaaß in der Epopöe treibe, veranlaßt zu haben.“ Er beschloß, an den seraphischen Sängern, wie man spottweise Klopstock und seine Nachahmer nannte, exemplarische Rache zu nehmen, durch einen recht feierlichen Aktus. Konnte er keine Dichter bilden, so stand es

doch in seiner Macht, als Dekanus der philosophischen Fakultät, welche zu kreiren und zu krönen, die wenigstens der Kaiser anerkennen mußte, — denn sie waren kaiserliche Dichter, — wenn sich auch die Natur von ihnen lossagte. Diese Ehre widerfuhr dem Königlich Polnischen und Churfürstlich Sächsischen Lieutenant der Reiterei, Domherrn und mehrerer teutschen Gesellschaften Mitgliede, Freiherrn Christoph Otto von Schönaich, der auf einmal mit zwei Heldengedichten, jedes von zwölf Gesängen, hervortrat, denen niemand in der Welt Schwung der Gedanken, weder bildsamer noch unbildsamer, und Mäander der Ausdrücke vorwerfen konnte. Hatten die Schweizer an Klopstock einen Homer, warum sollte Gottsched nicht auch den seinigen haben? Und der edle Freiherr war so dankbar, daß er sogar seinen Lorbeerkranz daran wagte, und gegen die Alpinischen Riesen auszog, um sie zu vernichten, wozu Trillers Wurmsaamen nicht Kraft genug gehabt hatte. Ja, er wagte es sogar, zwei Feinde auf einmal anzugreifen, — und es lag wenigstens nicht an seinem Muthe, wenn sie nicht auch beide geschlagen wurden, — die Schweizer und Meier, der hällische Aesthetiker und Klopstockische Vorfechter. Schönaich schrieb die Aesthetik in einer Nuß oder das neologische Wör-

terbuch, in denen jeder alles den Gottscheden Anstößige der „neumodischen epischen Gedichte“ findet, und ein besonderes Lobgedicht auf Meier, das man aus zwei Versen vollständig beurtheilen kann:

> O selge Epocha ästhetischer Gedichte,
> Reim, Wohlklang und Vernunft, ihr seyd, ihr seyd zu nichte!

Man sieht, die unschuldige Aesthetik mußte mit entgelten, was Klopstock und seine Bewunderer, Bodmer und Meier gesündigt hatten, und daß man deshalb keine ästhetischen Gedichte dulden wollte. Allerdings komisch genug! Indeß hatten doch die Gottschedianer in manchen Stücken so ganz Unrecht auch nicht; denn wer möchte sagen, daß ihr Tadel Bodmers halsbrechende Hexameter, ja selbst Klopstockische, mit Unrecht getroffen habe? Eben so rügten und verspotteten sie nicht ohne Grund die Menge fremder Wörter, deren sich Bodmer unaufhörlich bediente, als da waren Seraphisch, Cherubinisch, Olympisch, Empyreisch, Aetherisch, Sympathetisch, Aromatisch und dergl., und Bodmers Sache konnte darum nicht besser werden, wenn er Gottsched deshalb mit dem Spottnamen Teutoboch belegte, unter welchem er in den Schriften jener Zeit oft vorkommt.

Die Partei der Freunde Bodmers entschuldigte damit, daß die Gedanken schadlos hielten für den Mangel an Anmuth und Melodie, und traten so im Allgemeinen dem Urtheile Liscovs bei, welcher sagte: „Was werden die Ausländer von uns denken, wenn sie sehen, daß die Verfechter des deutschen Witzes so unbändig auf rechtschaffene Männer losziehen, die weiter nichts gesündiget haben, als daß sie behaupten, man müsse etwas gelernt haben, wenn man schreiben will, nicht schreiben, ohne zu denken, in der Poesie nicht kriechen, und alle mal, wenn man schreibt, mehr auf einen männlichen Nachdruck, als auf eine weibische und süße Zierlichkeit sehen? Ist es nicht eine Schande, daß diese seichte und ekle Herren alles, was in dem Geschmack geschrieben ist, als schwülstig, dunkel, hart und rauh verwerfen, und, da sie wider die Sachen nichts aufzubringen vermögen, oft über ein einziges Wort, das ihren zarten Ohren ungewöhnlich klinget, einen kindischen Streit anfangen? Ich tadle nicht, daß man sich bemühet, rein deutsch zu schreiben: ich bin kein Feind des Wohlklanges und der Zierlichkeit; aber mich deucht, man muß eine kleine Seele haben, wenn man, wie gut auch die Gedanken sind, um eines harten und ungebräuchlichen Ausdrucks willen kläglich thut. Wer so verwöhnte Ohren hat, dem sage ich, daß seine Ohren nicht werth

sind, an einem Menschenkopf zu sitzen. — Leute, die dergestalt an Kleinigkeiten kleben, die laufen große Gefahr, lächerlich zu werden, wenn sie sich erkühnen, von höhern Dingen zu reden."

Schon aber bildete sich eine dritte Partei, die, ohne jene Kleinigkeiten, auf die am Ende doch recht viel ankommt, unberücksichtiget zu lassen, fähig war, auch von höhern Dingen zu reden, ohne Gefahr, sich lächerlich zu machen. An deren Spitze standen Ramler mit seinem feinen Ohr und seiner strengen Kritik, und der philosophische, scharfsinnige Lessing, der furchtbare Gegner Gottscheds, aber auch Lange's, nicht gemacht, einer Partei, sondern nur dem anerkannten Guten zu huldigen, das Treffliche lobend, das Mißlungene tadelnd, wo es sich auch fand; wie er denn zugleich Klopstocks Bewunderer, Uebersetzer und gerechter Beurtheiler war. Sulzer, der es selbst gestand, daß ihm Klopstock „in seinen Gedanken und Ausdrücken zuweilen zu hoch sey, daß es ganze Verse und einzelne Begriffe gebe, da er ihn nicht erreichen könne," und der bei dem Noah „Milton und Messias" missen wollte, Sulzer wurde seinem ehemaligen Freunde Ramler in eben dem Grade mehr entfremdet, als dieser sich in Ansehung Bodmers kälter und gleichgültiger zeigte. „Ich höre, schreibt er, (1753), daß Ramler an einem komischen Gedichte über das Schachspiel

arbeitet. Was für ein edler Inhalt, wenn man gegen ihn den Noah, die Sündfluth u. s. f. vergleicht.“ — „Herr Ramler hat mir sein Schachspiel gebracht. Dies seltsame Gedicht bestätigt mich vollends in der Meinung, daß er klein denkt. Ahitophels Weisheit ist zur Narrheit worden. Schade für die schönen Farben, auf ein so schlecht erfundenes Gemälde. Ich sagte ihm, noch ehe ich's gelesen, er würde sich vermuthlich den Lockenraub zu Nutze gemacht haben. Hm, sagte er, das ist eben nicht das Beste von dieser Art.“ — Den Vollgehalt Lessings, „er ist Zeitungsschreiber bei einem hiesigen Buchführer,“ scheint Sulzer nicht erkannt zu haben, und man sieht, welche Hoffnungen er sich von ihm gemacht hatte, wenn er an Bodmer schreibt: „Wenn er noch nicht ganz ist, wie Sie ihn wünschen, so sind seine Jugend, seine Umstände und sein Vaterland Schuld daran.“ Lessing erfüllte diese Hoffnungen so wenig, daß er vielmehr erklärte, „schweizerische Hexameter wären nichts anders als Prosa.“ Ungeachtet nun Sulzer inzwischen der Meinung geworden war, „wer Lessing beleidige, der habe sich unversöhnliche Feinde gemacht;“ so faßte er doch den Vorsatz, gegen ihn zu wirken, und „schmeichelte sich, dem schlechten Geschmack der neuesten Teutschen, der, — Lessinge und Ramler, einen sehr schweren

Streich beizubringen." — Ramler sagte freilich gegen die schweizerischen Hexameter nichts, denn die seinigen waren oft nicht viel besser, aber auch Kästner persiflirte sie in einem Sinngedicht.

Seht die epischen Zeilen, frei vom Maße der Sylben,
Frei vom Zwange des Reimes, hart, wie Zyrchische Verse,
Leer, wie Meißnische Reime; Seht der glyckliche Kynstler
Fyllt mit römischen Lettern, mit pythagorischen y y
Zum Ermyden des Lesers, besser zu nytzende Bogen. *)

p. p.

Mein nun seraphisches Minchen, hoch oben in glycklichern Sphaeren
Mit Myriaden von Kyssen aesthetisch, aetherisch umarmen.

Weil Kästner und auch Haller damals in Göttingen lebten, so mißtraute man auch den Göttingern, und Sulzer urtheilte über Hallers Anzeige des Noah, „daß sie für einen halben Ueberläufer noch gut genug sey."

---

*) Die epischen Gedichte Bodmers waren mit lateinischen Buchstaben gesetzt, und statt eines ü allzeit ein y, weshalb die Gottschedianer, wen sie spotten wollten, nur von Zyrchischen Kunstrichtern schrieben.

Wieland in seiner Einsiedelei erfuhr von allem diesen sehr wenig; er kannte im Jahr 1752 kaum die Verfasser der Bremischen Beiträge, und wußte nicht, ob auch Schweizer daran Theil hätten: aber er kannte doch den Streit der Schweizer mit den Sachsen, und konnte keinen Augenblick bedenklich seyn, sich jenen, als der besseren Partei, anzuschließen. Er that dies auf eigne Weise. So wie er nämlich sein Lehrgedicht beendigt hatte, sendete er es, mit einem Schreiben ohne Unterschrift des Namens und Aufenthaltsortes, an Meier nach Halle, und überließ es diesem, ob er es wollte drucken lassen. Meier muthmaßte auf einen Adligen in Schwaben als Verfasser, ließ aber das Gedicht drucken, „weil — wie er in der Vorrede dazu sagt — es uns Teutschen noch bis jetzt an großen Original-Lehrgedichten fehle, und ihm dieses Gedicht gefallen habe.“ Kaum hatte Wieland aber seine Handschrift nach Halle abgesendet, als er den Plan zu einem Heldengedicht in Hexametern, Herrmann, entwarf, und auch sofort an die Ausarbeitung ging. In wenigen Monaten war er mit fünf Gesängen fertig, und diese sendete er, wieder ohne sich zu nennen, an Bodmer. Die günstige Aufnahme, welche diese Probe bei Bodmer fand, veranlaßte zwischen ihm und Wieland einen Briefwechsel, der ihr Verhältniß immer inniger machte.

Daß die Verborgenheit, in welcher Wieland sich anfangs hielt, wol rathsam seyn mochte, beweisen Meiers und Sulzers Urtheile über ihn. Meier in seiner Vorrede sagte: „Die Welt ist oft nicht unpartheiisch genug, um die Werke eines Mannes nach ihrem innern Werthe zu beurtheilen, ohne sich in dieser Beurtheilung entweder durch Vorurtheile für oder wider denselben verblenden zu lassen. Ist aber der Urheber dieses Gedichts unbekannt, so haben wenigstens diese Vorurtheile keine Stärke mehr. Der Dichter, dessen Gedicht ich itzo der Welt übergebe, hat also, wenn er sich anders überall so verborgen gehalten, als in Absicht auf mich, den Vortheil, daß man sein Gedicht um seiner Person willen weder loben noch tadeln wird." Oder um seiner Partei willen, hätte er hinzu setzen sollen, denn in welcher Stärke sich hiebei die Vorurtheile zeigten, bewies Sulzer, den selbst Bodmers Lob des Herrmann nicht für denselben gewinnen konnte, weil er ihn für — Schönaichs Herrmann hielt. „Das Lob, schrieb er, welches Sie dem Verfasser des Arminius geben, ist mir sehr unerwartet gewesen. Ich habe die Schwachheit gehabt, dieses Gedicht zu verachten, ehe ich es gesehen, und muß dabei Ihre Anmerkung wiederholen: wie kann man so dumm und so klug seyn? Der Verfasser ist, wo ich nicht irre, einer vom Adel

aus Sachsen (ich kann es bald erfahren), und hat einem seiner hiesigen Freunde, der mir die Confidence davon gemacht, geschrieben, er habe sein Gedicht Gottscheden zur Beurtheilung geschickt. Was habe ich daraus schließen sollen, insonderheit, da Gottsched ihn ermuntert hat, fortzufahren, mit dem väterlichen Trost, er würde sich noch immer bessern."

Ein Plan der Klugheit, welche beabsichtet hätte, ruhig zwischen allen Parteien hindurchzugehen, konnte indeß Wielands Verborgenheit nicht seyn: vielmehr war es ihm offenbar um den Beifall der Bodmerschen Partei ernstlich zu thun, den er auch nicht verfehlte, und selbst dann noch erhielt, als ihm — nur kurze Zeit darauf — sein eignes Werk keineswegs mehr genügte. Wer würde aber auch behaupten wollen, daß er damit unwürdig in den damaligen Chor von Teutschlands Dichtern eingetreten sey? Ungeachtet aller seiner Mängel und Gebrechen, die es zum Theil Gottscheden wol empfohlen haben würden, wie viele poetische Werke dieser Art in jener Zeit standen viel höher? Erfuhr man aber, ein siebzehnjähriger Jüngling sey der Verfasser; so mußte dies ungemeine Erwartung von ihm erregen, und diese mußte sich um vieles vermehren, als bald darauf einige andre Schriften von

ihm erschienen, welche Hagedorn und Bodmer für Schriften ganz verschiedener Verfasser hielten.

6.

Während des Sommers bezog Wieland ein Häuschen, das ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt auf einem sehr schön angepflanzten Weinberge liegt, der sich sogleich vor dem Thore der Stadt, wo der Weg nach Stuttgart hinausführt, diesseit des Neckars, erhebt. Von diesem Häuschen aus genoß er einer herrlichen Aussicht, links in das anmuthige weit ausgedehnte, von mehrern Dörfern belebte, Neckarthal, auf der einen Seite von Weinbergen, auf der andern von Waldung begrenzt, über welche die Berge der schwäbischen Alpe, besonders der Roßberg und die Achalm, im Hintergrunde emporragen, rechts auf die Stadt Tübingen und die ehemalige Residenz der Wirtembergischen Herzoge, und über die Stadt hinaus noch weiter rechts in das Ammerthal, welches der Ammerbach durchschlängelt, und das seiner fruchtbaren Felder, und der sie begrenzenden Weinberge und Waldungen wegen mit dem Neckarthal an Schönheit wetteifert. Dieses Wein-

bergshäuschen, in dessen Besitz jetzt der Kanzler der Universität Tübingen Dr. v. Autenrieth ist, führt noch bis diese Stunde von seinem ehemaligen Bewohner den Namen: Wielandshäuschen.

Des jungen Dichters ganze Zeit war hier getheilt zwischen stillen Naturgenuß, einsames Studieren, Dichten, und seine Liebe. Statt alles Umgangs diente ihm der Briefwechsel mit Sophien und Bodmer. Wie aber auf sein Studiren und Dichten seine Liebe von wesentlichem Einfluß war, so war es auf seine Liebe — Klopstock.

Franzosen selbst haben gefunden, daß die Dichter keiner Nazion die Liebe so sentimental, so wenig als Galanterie und so sehr als Sache des Herzens, so wenig als Sinnlichkeit und so sehr religiös behandelt haben, als die Teutschen, und haben dabei angemerkt, wie treu die Teutschen in dieser Hinsicht ihrem alten, von Tacitus geschilderten, Stammescharakter geblieben. Unter allen Dichtern jener Zeit war aber dann, auch in dieser Beziehung, keiner teutscher als Klopstock. Er liebte, — wie Wieland, — seine Base, die Schwester seines Jugendgenossen Schmidt, die er im Jahr 1748 zu Langensalza, wo er Hauslehrer war, kennen lernte. So hatte nicht Petrarca seine Laura geliebt, wie Klopstock das Mädchen, dem er unter dem

Namen Fanny gleiche Unsterblichkeit mit Laura gegeben. In seinen auf diese Liebe bezüglichen Gedichten, welch ein Flug der Phantasie; welch eine Tiefe und zugleich welche Zartheit des Gefühls, welche Reinheit und Hoheit der ganzen Seele! Und wo reichte etwas in unserer Sprache an den Ausdruck, an die Darstellung dieser Liebe! Es war die Liebe des Sängers des Messias, und sie erregte als solche doppelt große Theilnahme, auch über Teutschland hinaus. Bodmer schrieb (1748) an Fanny: „Die geringste Sache kann mir nicht gleichgültig seyn, welche den Messias angeht; wie sollte mir gleichgültig seyn können, was für eine Person der Dichter zu seiner Vertrauten, zu seiner irdischen Muse, bei dem Werke der Erlösung erwählt hat? Ein ehrfurchtsvoller Schauer überfällt mich, wenn ich gedenke, was für eine herrliche Rolle das Schicksal Ihnen zugedacht hat. Sie sollen den Poet mit den zärtlichsten Empfindungen von himmlischer Unschuld, Sanftmuth und Liebe beseelen; Sie sollen ihm einen Geschmack der Freundschaft mittheilen, die macht, daß die ewigen Seelen von himmlischer Entzückung erzittern; Sie sollen seine Seele mit großen Gedanken anfüllen: Ein jedes Glück zu verachten, das pöbelhaft ist, und eine jede Weisheit zu verwerfen, die kein Gefühl für die Liebe und Tugend hat. Dieses Alles sollen Sie

thun, damit sein Herz in den Vorstellungen der liebenswürdigen himmlischen Personen nicht erschöpft werde! Wiewohl ich ihn stark an Gemüthe sehe, so wird er doch herrlicher emporsteigen, wenn er von Ihnen aufgestützt wird. — Die Nachwelt wird den Messias nie lesen, ohne mit dem zweiten Gedanken auf Sie zu fallen, und dieser Gedanke wird allemal ein Segen seyn!" Vermuthlich fühlte das Mädchen sich zu schwach zu solchem Berufe; Klopstocks Liebe blieb unerwiedert. Bodmer lud ihn, für den er besorgt war, nach der Schweiz ein, und wirklich reisete Klopstock im Jahr 1750 dahin ab. Weder Entfernung noch Kaltsinn minderten seine Liebe und seinen stillen, wenn gleich männlichen gehaltenen, Gram. Im Jahr 1751 schrieb er: „Mein Gleim! ich schwöre bei unserer Freundschaft, und wie kann ich Ihnen und mir was Theureres nennen? Bei dieser schwör' ich, so wird sie nie wieder geliebt werden. — Diese Wolke wird wohl über mein Leben ausgebreitet bleiben, und wenn ich sonst auch noch so glücklich seyn könnte." — Während dieser Zeit seiner Liebe nun dichtete Klopstock den vierten und fünften Gesang seines Messias, und verewigte darin seine damalige Gemüthsstimmung. Wie elegisch weich sie war, zeigen uns Semida und Cidli. Aber auch reiner, religiöser kann sich die innigste Liebe nicht offenbaren

als in der Schilderung der Geschichte dieser beiden vom Tod erweckten Liebenden. Klopstock hat darin die Liebe in überirdischer Verklärung dargestellt.

Lange Zeit hatte keine poetische Darstellung solch einen Eindruck gemacht wie diese; bei Wieland mußte er schon darum weit tiefer seyn, weil er sich mit Klopstock in einer so ähnlichen Lage befand; wegen deren er sich wieder so von ihm angezogen fühlte, daß er kaum an etwas ein größeres Interesse hatte, als an Klopstock und dessen Liebe. Fast alle seine damaligen Briefe sind voll von enthusiastischer Bewunderung Klopstocks. Er schrieb an Sophie: „Den vierten und fünften Gesang des Messias werde ich Ihnen selbst bringen. In diesem ist eine unendlich schöne Beschreibung einer Liebe, wie die unsrige ist, nur daß das Herz des Liebhabers in ein Licht gesetzt ist, welches das meinige sehr verdunkelt. Ich bin gewiß, daß Herr Klopstock liebt, und ich glaube, daß seine Geliebte Ihnen sehr ähnlich, aber doch unvollkommener als Sie ist. So ist es bei uns vieren gerade umgekehrt. Ich weiche unstreitig dem Herrn Klopstock an vortrefflichen Eigenschaften, und seine Geliebte weicht Ihnen. Um sie, die Geliebte des Herrn Klopstock, vollkommener zu machen, gab ihr die Vorsehung einen Liebhaber, der sie übertrifft, und um mich

glückselig zu machen, erlaubt mir der Himmel, meine Sophie zu lieben, welche mir in allen Stücken vorgeht."

„Ich muß Ihnen, anbetungswürdige Freundin, eine Stelle aus dem vierten Gesang des göttlichen Klopstock abschreiben, welche ich recht in ihrer ganzen Größe empfinde:

Gott selbst lieb' ich noch mehr, weil Du sein hohes Geschenk bist,
Weil ich, wie auf Flügeln, von Deiner Unschuld getragen,
Näher dem Liebenswürdigen komm', der so schön Dich gebildet,
Der so fühlend mein Herz, und Deines so himmlisch gemacht hat!"

„Die Ode, die ich Ihnen schicke, drückt etwas von der großen Empfindung aus, die mir Ihr letztes Schreiben erweckte. Warum bin ich doch kein so schöner Geist als Herr Klopstock!"

An Bodmer schrieb er: „Ich nehme mir die Freiheit, Sie um einige nähere Nachrichten von Herrn Klopstock zu bitten. Ich bin unter seinen größten Bewunderern. Ich finde das Lob des Herrn Cramers zu klein für ihn; er ist mehr als Milton. — Bei ihm ist das Ganze größer und majestätischer; das Wunderbare natürlicher, glaubwürdiger, anständiger; die Charaktere besser ausgebildet, abwechselnder und rührender; die Erfindung wahrscheinlicher,

scharfsinniger, neuer, interessanter. Doch man müßte ein Buch schreiben, wenn man den Messias preisen wollte.“

Gegen den Tadel einer Elegie in der Schweizerischen Monatsschrift, Crito, schreibt er: „Ich bin ernstlich böse auf den katonischen Kritikus eines Gedichts, welches ich so oft schon mit Entzücken gelesen habe. Welche Schönheit! welch ein Adel der Gedanken! welch eine Liebe, die darin geschildert wird! Ich glaube noch immer, daß diese Elegie von Klopstock ist.“

„Ich liebe Klopstocken so sehr, daß ich keinen Fehler an ihm sehen kann. Wenn er wüßte, wie oft ich schon in meinem funfzehnten Jahre bei seinem Messias geweint habe, und wie ungemein zärtlich mein Herz gegen ihn ist; vielleicht würde er bedauern, daß wir einander wol nie sehen werden. Und ach! er weiß nicht einmal, daß ich bin. Wie bedauernswürdig bin ich, daß ich unter kleine Geister verdammt bin, und diejenigen nicht sehen soll, von denen ich lernen könnte.“

„Ich danke Ihnen für die Nachrichten von Herrn Klopstock. Aber ich bin unersättlich, und werde es seyn, bis ich Jemand spreche, der ihn genau kennt, und mir von allen seinen Partikularien, wie alt er ist, wer seine Eltern sind, wo er studirt hat u. s. w. Nachricht geben kann. Sie schreiben mir von seiner Fanny,

daß er sie ehmals über alles Irdische geliebt habe. Liebt er sie etwa nicht mehr? Wie geht das zu? Ist sie gestorben? Doch dieses hindert nicht die Liebe, es soll sie vermehren.“

„Der wahre Aufschluß zum Räthsel, warum so wenige, die sonst Kenner der Werke des Geistes sind, sich in den Messias finden können, ist die Denkungsart des Herrn Klopstocks und die Empfindung, die sein Gedicht beseelt. Man muß ihm nachdenken, ihm nachempfinden können, aber wie viele können das? Diese Unschuld in den Gemüthsbewegungen, diese neue und kühne Erfindung, diese himmlische Philosophie erfordert, außer der empfindlichsten Seele, eine gewisse Richtigkeit und einen Tiefsinn im Geist; Gaben, die wenigen zu Theil sind. Wir, die wir dieses unschätzbare Gedicht empfinden und einsehen, wir sind berechtiget, eine sehr gute Meinung von uns zu haben. Die Empfindungen, deren unser Herz fähig ist, sind Bürgen einer nicht gemeinen Vortrefflichkeit, die in uns liegt, und dieses muß uns aufmerksam machen, für unser Herz zu sorgen, diese erhabnen Triebe in uns zu pflegen, und zu mehrerm Leben zu bringen.“

Bei einem so enthusiastischen Bewunderer Klopstocks und dessen Schilderungen der Liebe hätte man um so mehr Nachahmung Klopstocks vermuthen sollen, da, nach seinem eigenen

Geständniß, Lieblingslektüren allezeit so stark auf ihn wirkten, daß er unvermerkt, ja gegen seinen Wunsch und Willen, etwas von der Manier dessen annahm, der eben so viel bei ihm galt. Alles aber, was man als einen Nachhall von Klopstock bei ihm betrachten kann, wobei jedoch auch Kleists Frühling unverkennbaren Einfluß gehabt hat, ist ein Lobgesang auf die Liebe, den er zwischen seinem Lehrgedicht und seinem Herrmann in einigen Stunden des Maimonats 1751 auffetzte, *) und sein Gedicht, der Frühling, das er im Mai des folgenden Jahres dichtete. Schon die metrische Form des Hexameters verräth Annäherung an Klopstock; an den Paradieseslauben, den Seraphim, Schutzgeistern, himmlischen Auen, Harfen der Engel, u. s. w. erkennt man den Leser Klopstocks; an einem leisen elegischen Anklang, und einer in der Liebe großartigen Gesinnung fühlt man den Eindruck, den Klopstock auf sein empfängliches Gemüth gemacht hat: dies ist aber auch alles, was auf Nachahmung hinweist, wenn man nicht etwa manche Wendungen

*) Er ist nachher von Wieland verworfen worden, steht aber noch in der dritten Auflage seiner poetischen Schriften vom Jahr 1770. Irrig aber ist daselbst als Jahr der Entstehung 1750 angegeben, richtiger ein Brief an Bodmer 1751.

der Sprache, Ausdrücke und Aehnliches hinzurechnen will. Wäre er über dieses hinaus doch ein Nachahmer zu nennen, so wird man wenigstens mit Klopstock sagen müssen, daß er Nachahmer war, wie Nachahmer nicht sind. Er wollte Klopstock gleichen als Mensch, ohne aufzuhören Wieland zu seyn. Nichts war leichter, denn er brauchte nichts von jenem anzunehmen, was er sich am Ende doch nur angelogen hätte. Klopstocks vorleuchtendes Muster konnte in Wieland nur erheben, nur verstärken, was von Natur schon in ihm lag, und dies geschah eben durch jene Verklärung, jene Heiligung der Liebe. Was Wieland damals schrieb:

Die echte Schönheit ist nur reinen Augen schön;

das sagte er nicht blos, sondern fühlte es nicht anders, und in der Liebe für diese Schönheit konnte ihn Klopstock nur noch mehr begeistern. Seine Liebe für die echte Schönheit war Liebe zu Sophien; freilich: aber seine Liebe zu Sophien auch Liebe für die echte Schönheit; und darum konnte er seinen Schutzgeist anflehn:

Lispl' ihr zu, wenn sie wieder aus ihren Gesichten erwacht ist,
Daß ich sie liebe. O könntest du dies auch der Göttlichen zeugen,
Daß ich, so sehr als ich liebe, geliebt zu werden verdiene!

Er, dem es um die eigene innere Vortreff-

Bayerische Staatsbibliothek München

lichkeit so hoher Ernst war, durfte dies Bewußtseyn hegen, und es ist wol so begreiflich als verzeihlich, wenn sich ein gewisser Moral-Stolz in seiner Seele ansetzte. Die Vergleichung des gewöhnlichen Lebens und Treibens mit der Welt, worin er lebte, mußte denselben befördern. Er lebte die meiste Zeit unter Büchern. Philosophen, Geschichtschreiber und Dichter von allen Nazionen umgaben ihn: und hatte er mit den ersten das Ziel der Weisheit und Tugend aufzufinden sich bemüht, so traten in den andern ihm alle Heroen der Vorwelt entgegen, die jemals nach diesem Ziele gegangen waren. Der Enthusiasmus, womit der Knabe den Nepos gelesen hatte, war noch weit feuriger in dem Jünglinge. Sein Herz schlug hoch empor bei jeder edeln That, und schauderte vor jeder schlechten, feigherzigen, gefühllosen mit Abscheu zurück. Seine Phantasie machte es ihm leicht, mit der größten Behendigkeit Andre in sich, und sich in Andre zu verwandeln, und er verwandelte sich natürlicher Weise in die, die er seiner Natur nach liebte und bewunderte. Was manchem dieser Heroen am Ideal fehlte, das lieh ihm des Dichters Phantasie, und es mag wol seyn, daß er manchen auch nur in sein eignes Ideal verwandelte; genug aber, er lebte nur in einer idealen Gesellschaft und fühlte sich dieser verwandt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Dies ist der Einfluß, welchen Klopstock und die Liebe auf sein Studiren hatten, zu dessen Zweck er sich die Weisheit gesetzt hatte, nicht eine unfruchtbare Gelehrsamkeit. Er selbst hat uns die Züge des Gemäldes seiner Seele in folgender Schilderung geliefert.

— — Sein Büchersaal stellt zwar
Kein Chaos ohne Form von allen Schriften dar,
Die, zu der Motten Lust, Pansoph in Schränke schließet;
Doch wird hier kein Homer, kein Sophokles vermisset.
Er braucht, was er besitzt. Ihn lehret Tullius,
Roms Karnead, wie man vernünftig zweifeln muß.
Des besten Weisen Bild entwirft mit Meisterzügen
Ihm Xenophon, gleich groß im Schreiben und im Siegen.
Er sieht im Theophrast die Thoren seiner Zeit,
Hält sie an Neuere, und lacht der Aehnlichkeit.
Er steigt an Platons Hand zum Urbild der Ideen;
Und wenn sein blödes Aug sich müd und stumpf gesehen,
Lockt ihn ein Theokrit zur Hirtenlust zurück.
Bald macht ihn Seneka zum Meister vom Geschick;
Er sieht im Livius den Wuchs geringer Staaten,
Als sie die Väter noch vom Land aufs Rathhaus baten.
Will er in seiner Brust der Tugend Reiz erhöhn,
So läßt ihm sein Plutarch der Helden Bilder sehn,
Wovon die Züge noch an edlen Seelen haften.

Dann führt ein Bakon ihn durchs Feld der Wissenschaften,
Und stürzt die Götzen um, wovor die halbe Welt,
Zur Schande der Vernunft, abgöttisch niederfällt.

Glückselig, wessen Herz schon in der ersten Jugend
Der Weisheit Reiz gefühlt, und die Gewalt der Tugend!
Eh noch ein Vorurtheil das neue Auge trügt,
Und Alcibiades den Aristid besiegt.
O Kindheit! schönste Zier von der Gelehrten Leben,
Da vorm erstaunten Blick noch jene Helden schweben,
Die man, weil uns die Kraft, sie zu erreichen, fehlt,
Zur Schande unsrer Zeit, jetzt kaum für möglich hält;
Da sich ins weiche Herz die schönen Bilder drücken,
Die im Polybius, im Nepos uns entzücken!

O Lehrer jener Zeit, die, aller Sorgen bloß,
Mir, wie ein sanfter Bach, voll stiller Freuden, floß,
Wie, soll ich euch vielleicht, um einen Duns zu fassen,
Den Afterweisen gleich, den Schulen überlassen?
Soll ich, taub für Horaz und blind für Tacitus
Im hochgelehrten Staub, den Star verschlucken muß,
Aus allen Pansophis und Encyklopädieen,
Wie aus dem tiefsten Schacht, die Wahrheit mühsam ziehen?
Lauft immer, wenn ihr wollt, versteckten Pfützen nach,

Durch Blumen fließt mir hier der Wahrheit lautrer Bach.
Und bin ich nicht gelehrt, und meſſ' ich nicht die Seelen,
Bei Sokrates wird mir kein Glück des Weiſen fehlen.
Der träume Kirchern gleich, der steig' auf Newtons Bahn,
Dir, o Caſſini, nach, den reize Conring an;
Mir schimmert dort Athen von alter Tugend Bildern,
Den ich nachahmen will, soll Xenophon mir schildern.

So eigen nun dieser Einfluß Klopstocks und der Liebe auf Wielands Studiren, eben so eigen war er auf sein Dichten, wobei er eine für sein Alter gewiß seltne Selbsterkenntniß zeigt. Wie sehnlich er wünschte, Klopstocks hohen Flug mitfliegen zu können, so machte er doch keinen Versuch weiter. „Die Philosophie, — so schrieb er an Bodmer, der ich mich fast ganz übergeben habe, macht mich in gewissen Maßen, und sonderlich jetzt, unfähig, in der Dichtkunst etwas Ernstliches zu versuchen. Die eigentlichen philosophischen, die moralischen und satyrischen Gedichte sind mehr nach meinem Geschmacke, als diejenigen, worin die Dichtkunst herrschet. Zwar schätze ich die heroischen Gedichte unendlich hoch, und glaube mit meinem geliebten Horaz: quod Homerus, quid sit pulcrum,

quid turpe, quid utile, quid non, plenius ac melius Chrysippo et Crantore dicat: allein ich überlasse größern Geistern darin groß zu seyn, oder sich zu versuchen, und begnüge mich, die wenigen Nebenstunden, die mir meine Muse gleichsam entwendet, dazu anzuwenden, in philosophischen und moralischen Gedichten, und also in Absicht der Dichtkunst in einer kleinern Sphäre, die liebenswürdige Tugend zu preisen.“ Bei diesen Gedichten verließ er sogar die Form des Hexameter wieder, und rechtfertigte sich deshalb gegen Bodmer, der, seit der Hexameter auf die Bahn gekommen, ein Gegner des Reimes war, also: „Ich kann nicht läugnen, daß mir die gewöhnliche Versification der Abendländer, und sonderlich die unsrige, sehr wol gefällt. Außer Heldengedichten und Heroischen oder eigentlich Horazischen Oden fallen mir die Dactyle, Trochäen, Anapästen und wie sie heißen, sehr beschwerlich. Ich halte den Reim und unser sechsfüßiges jambisches Metrum für Stücke, die manche Arten von Gedichten sehr musikalisch und den Ohren gefällig machen, ob sie gleich einen Messias entstellen würden. Est inter Tanaim quidquam socerumque Viselli, est modus in rebus. Die Gedichte, welche Sie selbst, wie auch Herr von Haller, Hagedorn, Gellert, Schlegel, und lange vor ihnen Opitz und Canitz,

im gewöhnlichen Sylbenmaaß, so ausbündig schön gemacht, bezeugen die Wahrheit meiner Meinung a posteriori."

Die Gedichte, die er von dieser Art in Tübingen verfertigte, sind die Moralischen Briefe, die in den zwei letzten Monaten des Jahres 1751 und in den drei ersten von 1752 geschrieben wurden, die Moralischen Erzählungen, geschrieben im Mai 1752, und den Anti-Ovid, in dem Sommer desselben Jahres. Zu den in Alexandrinern geschriebenen Briefen veranlaßte ihn das ungemeine Wohlgefallen, das er an den damals vielgelesenen épitres diverses des teutschen Barons Georg Ludwig von Bar*) fand; seine in reimlosen Jamben geschriebenen Erzählungen veranlaßte Thomson durch die in seine Jahreszeiten eingewebten, der in der freieren Versart der poesies fugitives gereimte Anti-Ovid, dessen Zweck der Titel schon ankündigt, ist nicht allein gegen den leichtfertigen Römer, sondern eben so sehr gegen gleich leichtfertige Franzosen gerichtet, von denen Crebillon und die Ninon de l' Enclos ausdrücklich bemerkt werden müssen.

---

*) Gestorben 1767 als Erblanddrost des Stifts Osnabrück. Des Herrn G. L. v. Bar poetische Werke übers. (von Lieberkühn). Berl. 1756. 3 Bde. 12.

Alle diese Gedichte muß man aber zusammen betrachten, um Wielands Charakter zu erkennen. Er malt sich idyllische Unschuldswelten, beklagt elegisch das mit der Unschuld verlorene Paradies, hebt satyrisch, in bald grelleren, bald feineren Zügen, den Kontrast hervor, worin die Wirklichkeit durch ihre Laster und Thorheiten mit dem wahren Ideal des Lebens steht, und sucht endlich belehrend dieses echte Ideal darzustellen, um dafür zu gewinnen. Daß dabei die Liebe nicht vergessen wird, versteht sich.

Tief in dem Heiligthum von unsrer Seele liegt
Der Liebe Quell, der Zug zum Guten und zum Schönen;
Und in der Harmonie, die unsre Triebe wiegt,
Die Seligkeit, wonach sich unsre Herzen sehnen.

Die Liebe, die zu dir, o Panthea, mich zieht,
Ist eben dieser Trieb zum Schönen,
Der für die edelsten von Gräciens Heldensöhnen,
Für dich, Leonidas, für dich, mein Brutus, glüht.
Mein Busen lernt durch sie von fremdem Schmerz sich dehnen,
Sie hat der Dido nie des Mitleids Zoll versagt,
Sie mischt die ihrigen in Klementinens Thränen,
Und bebt, wenn Abbadonna klagt.
Der gleiche Trieb läßt mich Entzücken fühlen,
Wenn mir Virgils und Miltons Harfen spielen.
Er wallt in mir, Natur, zu deinen Werken hin,
Und nähret sich von deinen sanften Freuden;

Er lernt dir ab, die Wahrheit einzukleiden,
Verschönt den Witz, und schärft den Sinn.

Doch soll der Liebe Glück, wie ihr, unsterblich seyn,
Soll sie mit euch in Welten übergehen,
Wo wir mit andern Augen sehen,
Wo uns der Erde Größen klein,
Und tausend Wünsche kindisch scheinen,
Um die wir hier so oft, wenn sie uns fehlen, weinen;
So läutert stets die Lust, die ihr genießt,
Und macht sie geistiger. O wie entzückend ist
Die Wollust, die kein Sklav der Sinne kennet,
Wenn uns harmonischer erhabner Triebe voll,
In jedem Blick der Seelen Gleichlaut rühret!
Indem der Tugend Weg uns holde Weisheit führet!
Die lieben, die man lieben soll!

Wer sieht nicht, daß Wieland alles dies, und gerade so, dichten mußte, wenn er — sich selbst genug thun wollte? Das Bedenklichste bei der Gattung von Poesie, deren Bearbeitung er sich gewählt hatte, ist wol, ob er der übernommenen Arbeit gewachsen war. Das meinte er freilich, denn er sagt selbst, „sein Hauptstudium sey gewesen, den Menschen kennen zu lernen, die Vorurtheile in sich zu tilgen, und der rechten Weisheit nachzustreben,“ was alles der in hohem Grade gethan haben muß, der sich mit Glück in jener poetischen Gattung versuchen will. Wo aber hätte Wieland den Menschen

kennen gelernt? Aus seinen Büchern? Sie konnten ihm nicht ersetzen, was man nur aus der Beobachtung des Lebens selbst gewinnen kann. Solche Beobachtung konnte er nicht anstellen, da er fast alles Umgangs ermangelte; es blieb ihm also nur die Beobachtung des eignen Innern übrig. An dieser ließ er es nicht fehlen, und er ging redlich dabei zu Werke, und war so aufrichtig gegen sich selbst, wie in seinem ganzen Leben gegen Andre: allein konnte er auch so unbefangen dabei seyn, als man seyn muß? — Wir finden ihn von ungewöhnlicher Reife über sein Alter hinaus: allein diese Unbefangenheit in einem Alter, das nur mit Schwärmerei liebt oder haßt, würde ein Wunder gewesen seyn. Er kam aber auch hierin nicht weiter, als es ein Jüngling, wenn auch ein vorzüglicher, vermag: er kannte die menschliche Natur im Allgemeinen gut genug, aber tiefere, umfassende Menschen- und Weltkenntniß fehlte ihm; er lebte in Idealen, mit Idealen und für ein Ideal, wie es vorzüglichen Jünglingen eigen ist. Die Ideale, in denen er lebte, bot ihm die Platonische und Stoische Philosophie dar; die Ideale, mit denen er lebte, waren die alten Heroen der Weisheit, wie er sich dieselben dichtete, unter den Lebenden eigentlich nur Bodmer und Klopstock; das Ideal, für welches er lebte, war Sophie, und in Ansehung

dieses Ideals verlockte sein Herz ihn zu allerlei kleinen Sophistenkünsten, die zwar seine Neigung mit seinem System von Weisheit glücklich in Zusammenhang brachten, aber sonst mehr von einer glücklichen Selbsttäuschung der Jugend, als von einer erfahrenen Weisheit und einer sonderlichen Weltkenntniß zeugen dürften. Folgende Stellen aus einem (französisch geschriebenen) Briefe an Sophien eröffnen uns den Blick in das Innerste seines Gemüths. „Wiewohl — schreibt er — tausend, und nicht eben lauter kleine, Fehler das, was Gutes an mir ist, verdunkeln können, so bin ich doch gewiß, ein gutes Herz zu haben und einigen Geist, und ich kann mit Wahrheit versichern, daß mein Geist es war, der mein Herz zu einem so guten gemacht hat, als es unser Geschlecht haben kann. Mein Herz verlangt Zufriedenheit in einem Zustande vollkommenen Genusses von Ruhe und Glück. Der Geist hat ihm gezeigt, daß es in dieser Unterwelt wenig Dinge gebe, die eine wahre Befriedigung und ein dauerndes, beständiges Vergnügen gewähren. Reichthum, gute Meinung des Volks von uns, Vergnügen der Sinne sind zu vorübergehende Güter, als auf die Dauer zu vergnügen, und zu grobe und irdische, als das unendliche Sehnen unsrer Seele zu befriedigen. Ich fürwahr bin von allen Menschen vielleicht der, dem diese, für die

Allermeisten so anziehenden, Güter am wenigsten Befriedigung und Ruhe gewähren. Ich habe zu viel Verstand, um nicht einzusehen, daß diese Gegenstände des Verlangens der niedrigsten Seelen, diese schönen Schimären, an denen mehr falscher Glanz als echter Gehalt ist, einer großen, für die Unsterblichkeit geschaffenen Seele nicht würdig, und für den Zustand eines wahren Glücks nicht gemacht sind. Auch ist mein Herz zu zart, um Befriedigung in dem Genusse von Dingen zu finden, die nur die Sinne und die Einbildungskraft auf kurze Zeit reizen können. Ich bedarf etwas Vortrefflicheren als der Materie und dessen, was daraus gemacht ist, wie angenehm und reizend es auch seyn möge. Ich verlange völlige Zufriedenheit, wobei mir keine Wünsche übrig bleiben, und mehr geistiges als sinnliches Vergnügen. Allein die Wissenschaften selbst und die Literatur, die doch sonst mein Hauptvergnügen sind, die spekulative Philosophie, die ich sehr liebe, nicht ausgenommen, geben mir jene völlige Zufriedenheit nicht. Ich sehe da zu viel Dunkel, zu viel Gewölk, Ungewißheit, Unvollkommenheit, verursacht durch die Mängel und Unvollkommenheiten des menschlichen Geistes überhaupt, und des meinigen insbesondere. Es fehlt dabei zu sehr an Mitteln, die Penetrazion der Sinne und des Geistes zu vermehren, und unser Leben auf diesem

Planeten ist zu kurz dazu; die Sehnsucht meines Herzens kann also auch hierdurch nicht gestillt werden. Was aber wird ihm nun Beruhigung und jene völlige Zufriedenheit geben? Auf unserm Planeten muß es seyn; alles andre liegt mir zu entfernt. — Zufolge der Beschränktheit meiner Natur stehe ich von dem vollkommensten Wesen zu weit ab, und ich bin unfähig, die erhabnen Vergnügen zu schmecken, in denen vollkommnere Wesen als ich in einer andern, dem Throne der Gottheit näheren, Welt ihr ganzes Glück finden. Mir muß sich Gott durch Mittel geringerer Art mittheilen, und dieser gute, vollkommen gute Gott gewährt den Geschöpfen nach Maaßgabe ihrer Natur. Es ist demnach ein Geschöpf, welches das Werkzeug meines Glücks in dieser Welt seyn muß, und dieses Geschöpf muß auf der Erde seyn. Es muß — um es kurz zu sagen, — eine Person seyn von viel Liebreiz und Schönheit, sowol um die Augen und die Einbildungskraft zu entzücken, als um, einem schönen Gegenstande gegenüber, die Fähigkeit des Geistes, Schönheiten zu bemerken und zu beurtheilen, kurz, seinen Geschmack zu zeigen. Diese Person muß aber auch Feinheit, Ernst und Gehalt des Geistes haben. Ein Schmetterling von Geist gefällt mir nicht. Sie muß so viel Scharfsinn haben, um mehr als gewöhnlich beobachten zu

können, und so viel Aufmerksamkeit und Geistesgegenwart, um allezeit von diesem natürlichen Scharfsinn Gebrauch zu machen. — — Sie muß frei seyn von den groben Vorurtheilen, oder wenigstens für Aufklärung der Vernunft empfänglich, und muß so viel Wißbegier haben, um das zu lernen, was sie weiser und aufgeklärter machen kann. So viel von ihrem Geiste. Ihr Herz muß durchaus gut, empfänglich seyn für Eindrücke der Zärtlichkeit, des Mitleids, der Traurigkeit, aber nicht fähig des Zorns, den ich an Keinem, wer er auch sey, geduldig ertragen könnte. Sie muß aufrichtig seyn; ich liebe die Aufrichtigkeit bis zu den Fehlern, die sie oft veranlaßt: denn begeht jemand Fehler, weil er zu gut und zu aufrichtig ist (ich setze voraus, daß der Jemand Geist hat), so ist dies mehr ein Zeichen von der Bösartigkeit der Andern, die von der Güte und edeln Freimüthigkeit eines Herzens ohne Falsch schlimmen Gebrauch machen, als ein Beweis, daß zu große Aufrichtigkeit ein Fehler wäre. Sie muß zart in allen ihren Empfindungen seyn, und vornehmlich ihren Geliebten mit großer Zartheit behandeln. Bin ich der Gegenstand ihrer Liebe, so muß sie sich selbst die allerunverbrüchlichste Treue auferlegen. Gern würde ich auch einen kleinen Anflug von Eifersucht an ihr sehen, die von einer zärtlichen

Liebe unzertrennlich ist, wiewol sie, zu weit getrieben, nicht zu entschuldigen, und ein Beweis von ziemlicher Unvernunft ist, die dem geliebten Gegenstande mißtraut. Es hat Reiz für mich, zu sehen, daß die Person, die mich liebt, sich meinetwegen ein wenig beunruhigt, daß sie sehr besorgt um mich ist, und sich alle Mühe gibt, mich zufrieden zu stellen, wenn ich es nicht bin, ungeachtet ich nicht über sie aufgebracht oder zornig bin. Gern werde ich auch sehen, daß meiner innig Geliebten natürlich gutes Herz verschönert und vervollkommnet ist durch eine gesunde, zarte, nicht übertriebene, Moral und durch die Bemerkungen, die in den Schriften vieler großen Geister uns anziehen und erbauen, wie in dem Zuschauer, den Charakteren von la Bruyere, in der Pamela, den meisten Lustspielen von Moliere, Destouches, Barbier, den Schriften der Mamsell Soudery, den vernünftigen Tadlerinnen, dem Hamburgischen Patrioten u. a. Außerdem würde ich von ihr verlangen ein schönes Betragen, einige Welt-Kenntniß und Erfahrung, Artigkeit gegen Jedermann, und im Allgemeinen eine immer heitre Miene — sofern dies nämlich seyn kann, denn ich weiß sehr wol, daß es Augenblicke gibt, wo wir aufgebracht, traurig oder düster seyn müssen. Ich meine also hiemit bloß, daß ich es nicht ertragen würde, wenn die, die ich liebe,

die Art vieler Frauen hätte, oft aufgebracht oder unzufrieden zu seyn, ohne einen Grund dazu zu haben. — Da haben Sie die schönsten Züge des Gemäldes der Person, die mein größtes Gut in dieser Welt, mein Alles, die Quelle aller meiner Freuden seyn muß; die mir wahre Zufriedenheit geben und mein Glück machen kann. Ihrer beraubt zu seyn, würde mich für immer unglücklich machen. Sie werden nun aber auch wissen wollen, wie ich mich gegen diese anbetungswürdige Person betragen würde. Ich liebe sie mit aller nur erdenkbaren Zärtlichkeit, ich achte sie hoch über allen Ausdruck, ich ziehe sie allen andern vor, ich will mit ihr lieber in der kümmerlichsten Lage leben, als ohne sie König seyn, der nach der gemeinen Vorstellung der Glücklichste ist; ich will lieber für sie sterben, als von tausend andern Schönheiten geliebkoßt seyn. Mein Herz verlangt, nicht weniger gut und zart zu seyn, als das ihrige, und wird aufs eifrigste streben, einer so liebenswürdigen Person immer würdiger zu werden. Mit der größten Freude werde ich alle Kräfte aufbieten, um sie zufrieden und glücklich zu machen, ihr Freude zu schaffen, und zu zeigen, daß ich sie vor aller Welt auszeichne, und sie aller Welt vorziehe. Meiner Aufrichtigkeit kann sie immer gewiß seyn; nie würde ich sie auf irgend eine Weise täuschen, oder ihr irgend

etwas verbergen (außer wenn in einem besondern Falle die Klugheit es erfordert). Kurz, sie wird meine Wonne seyn, und ich werde sie mehr lieben als mein Leben. — O und nun wünschen Sie mir Glück, meine liebe, meine innig geliebte Sophie, wünschen Sie mir Glück, daß ich in Ihnen diese theure, zu meinem Glück so nothwendige Person gefunden habe! Sie allein sind es und werden es seyn, die meinem Geist und meiner Seele Befriedigung geben kann. Sie sind aufs genaueste die Person, deren Charakter ich Ihnen gezeichnet habe. Nicht ein Zug ist in meinem Gemälde, der sich nicht an Ihnen, nur schöner und vollkommener, fände."

Der Weltmann wird manches hierin zu belächeln finden, aber doch auch einem Jüngling Liebe und Achtung nicht versagen können, der sein ganzes Wesen mit einer Naivetät darstellt, die, troß eines kleinen Anflugs von Pedanterie, liebenswürdig bleibt, und dessen Streben dann noch Achtung verdient, wenn auch ein wenig Selbsttäuschung dabei mit unterlaufen sollte. Er selbst wußte davon nichts, und lebte in seiner neunzehnjährigen Weisheit unschuldig hin, voll schönen Hoffens und Sehnens, und dadurch auch in der Gegenwart höchst glücklich. Zu seinem Glück trug wesentlich bei, daß er sein inneres Leben poetisch darstellen konnte,

weit mehr aber noch die Hoffnung, seine Sophie, indem er in seinen Dichtungen sich selbst ihr darstellte, schon jetzt vor aller Welt auszuzeichnen. Klopstock hatte dies gethan, Er wollte wenigstens hierin nicht zurückstehen; Klopstock hatte seine Sophie in eine Fanny verwandelt, Wieland verwandelte die seinige in eine Doris. Sie ist die Muse, die alles in ihm wirkt und schafft; sie ist es, an die er alles richtet; seine Gedichte sind Weihgeschenke, die er der Anbetungswürdigen — denn ohne ein wenig Abgötterei ist nun einmal keine Dichterliebe — darbringt. Wie sehr er sie allem in der Welt vorziehe, soll die Welt wissen. Der Weise bedarf nichts; die Tugend ist sich selbst genug; das Glück alles irdischen Besitzes und Genusses ist nur ein Wahn der Thoren; wie leicht läßt sich dies missen!

> Die Güter miss' ich leicht, die Thoren angehören,
> O Freundin, nur dein Herz, dies kann ich nicht entbehren!

So ist er überall voll seiner Liebe, voll ihres Preißes, und strebt eifrig danach, seine Doris so hoch zu stellen, als Klopstocks Fanny stand. Wenigstens verfehlte er dieses Ziel auch nicht gänzlich: denn stand Klopstock gleich höher als Dichter, so blieb Wieland doch nicht hinter ihm zurück an Adel der Gesinnung, Reinheit

des Gefühls und echtteutscher Liebe, und Wielands Doris muß gegen Klopstocks Fanny bei der Nachwelt gewinnen, da jene den Werth eines solchen Jünglings erkannte, diese aber für Klopstocks Werth keinen Sinn scheint gehabt zu haben.

Bodmer, der Vertraute der Liebe beider Dichter, schrieb an Gleim: „Sie werden Wieland glücklich schätzen, daß er, erst neunzehn Jahr alt, schon eine Diotima hat.

Blühend wie himmlische Auen, wie junge Seraphim zärtlich.

Und diese Doris ist kein poetisches Bild, das nicht gewesen ist, nicht ist, und nicht seyn wird. Wenn ich bedenke, daß diese Dinger, diese Dorisse einen so starken Einfluß auf das Gemüth der Jünglinge haben, sie tugendhaft, freundschaftlich, fromm zu machen, so wünschte ich, daß ein jeder die Seine gefunden hätte. Aber wenn ich ferner bedenke, daß der göttliche Charakter der Dorisse im Ehestande so gerne verschwindet, so darf ich kaum wünschen, daß jeder Damon sich mit seiner Doris vermählte.“ — Davon war Wieland nun freilich noch ziemlich weit entfernt; aber auch in jedem Falle würde es sehr vergebliche Mühe gewesen seyn, wenn die Erfahrung das glänzende Luftgebäude seiner Hoffnungen hätte zerstören

wollen, woran er eben jetzt eifriger baute, als je, nachdem er eine neue Aehnlichkeit der Geliebten mit sich entdeckt hatte, die oft allein zu Liebe und Ehe geführt, wenn gleich Bodmers schalkhafte Bemerkung zu widerlegen nicht sonderlich gedient hat. Mit innigem Vergnügen bemerkte er nämlich an Sophien auch Anlage — zur Dichterin, und schrieb ihr deshalb: „Ich wiederhole meine Ihnen so oft wiederholte Versicherung. Sie haben eine so liebenswürdige Seele, daß ich keine denken kann, welche würdiger wäre, einen so annehmlichen und schönen Leib, als der Ihrige ist, zu beleben. Und die Uebung wird Sie so verschönern, daß Ihnen alle Französinnen weichen werden. Wie freue ich mich schon im Geiste, daß das Bildniß meiner Geliebten einst das Portrait einer Chatelet, Bassi, Gottschedin u. s. w. so sehr überstrahlen wird. — Sie machen mir unendlich viel Vergnügen, wenn Sie sich in der Dichtkunst immer mehr üben, wie auch in der teutschen Sprache, welche viel schöner als die französische ist. — — Ihre Prosa ist unvergleichlich, mein Engel, und ich bin gewiß, daß es Ihre Verse auch bald seyn werden. — Sie verbinden mich unendlich, allertheuerste Seele, wenn Sie so fleißig, als Sie aus Liebe zu mir können, an Dero Lebensbeschreibung arbeiten, und sie so genau und richtig machen,

als ich mir von Dero vollkommen redlichem Herzen versprechen kann. Die schönen und geistreichen Betrachtungen und Anmerkungen, welche Sie so artig anzubringen wissen, werden diesem Aufsatz eine große Zierde geben. Eilen Sie ja damit, mein liebstes Herz, ich erwarte es wenigstens bis auf Michaelis, auf die Zeit, an die ich allemal mit einer Entzückung denke, die nur von der übertroffen werden wird, wenn ich Sie wieder umarmen werde. — — — O, du froher Herbst, wie bist du meines Verlangens so würdig! Wie werde ich so unaussprechlich zufrieden seyn! O was ist das für ein Glück, eine Person, wie Sie sind, zu lieben! Wie froh bin ich, daß ich mich stark genug empfinde, tausend Leben, wenn ich sie hätte, für Sie aufzuopfern. Vergeben Sie, vollkommenste Sophie, daß ich so unfähig bin, Ihnen Ihrer würdigere Gedanken zu sagen, mein Vergnügen ist zu groß, und die Zufriedenheit, die Sie über die meine haben werden, wovon Sie allein die liebenswürdige Urheberin sind, muß Ihnen anstatt der schönen Sachen seyn, die ich Ihnen billig sagen sollte."

7.

Gegen Ende des Junius 1752 verließ Wieland Tübingen, und kehrte zurück nach Biberach, voll der schönsten Hoffnungen und der süßesten Sehnsucht, die aber nicht so bald erfüllt werden sollten, als sein ungeduldiges Herz es verlangte. In der Mitte des Julius schrieb er Bodmern: „Meine Freundin ist noch nicht hier, ja es ist ungewiß, ob ich sie zu sehen bekomme. Est illi domi pater, und ach! — wär' es nur ein Sipha! *) — Er hat eine Freude, uns beide zu quälen, und nennt unsre Zärtlichkeit Phantasterei.“ Andere, scheint es, nannten seine ganze Lebensweise so, denn sie wußten nicht recht, was sie aus einem jungen Menschen machen sollten, der sich auf gar keine Brodwissenschaft gelegt, und statt zu treiben, was für ein Amt gefodert wird, seine Zeit mit Versemachen verschwendet hatte. Er hätte ohnehin, schon seiner Jugend wegen, auf eine nahe Anstellung nicht hoffen dürfen: auf jeden Fall aber mußte, so prosaisch als möglich, die Frage über seine zukünftige Bestimmung verhandelt werden. Sein Vater war der Meinung, daß

*) Einer der Patriarchen der Urwelt aus Bodmers Gedichten.

er nach Göttingen gehen, und sich das Recht, an dortiger Universität Vorlesungen zu halten, erwerben möchte, wogegen aber der Sohn eine große Abneigung bezeigte. „Er würde es, sagte er, für eine Strafe seiner Sünden halten, wenn er die Pflicht hätte, einer Menge wilder Jünglinge Sachen vorzusagen, die sie zum Theil nicht verstehen, zum Theil nicht hören, oder doch nur hören, um sie sogleich wieder zu vergessen, und für die ein Lehrer zu gut sey, der, wider die Gewohnheit akademischer Lehrer, sich um ihr wahres Beste interessire, und seine Kräfte und Nächte dazu anwende, die glückselig machende Wahrheit mit ihnen vertrauter zu machen.“ Er sah es sehr wol ein, daß er zu gar Manchem nicht passen würde, mochte aber auch weder Ziel noch Richtung verändern. An Bodmer schrieb er: „Es ist Jemand, der befürchtet, es möchten diejenigen, die mich befördern könnten, eben so von mir sagen, wie der Minister beim Herrn von Bar:

Il s'est gaté l'esprit pour devenir un sage,
Il a sû réussir, je les plains, c'est dommage.

Doch ich hoffe, daß mich die Vorsehung nicht ganz unbrauchbar finden, und mir eine Gelegenheit anweisen wird, wo ich erst recht werde anfangen können, in den Wissenschaften etwas vor mich zu bringen.“ — „Meine ernsthaftesten

Absichten, schrieb er ein andermal, erstrecken sich nicht weiter als auf ein Professorat in einem Gymnasio, und wo möglich auf Umstände, die mir noch einige Freiheit lassen.“ Sein Hauptaugenmerk war dabei auf Braunschweig gerichtet, wo der Herzog Karl im Jahr 1745 das Kollegium Karolinum gestiftet hatte zum Unterricht für Jünglinge höherer Stände in Sprachen, Wissenschaften, schönen und gymnastischen Künsten. Dies Karolinum war nach Art der Kollegien in England eingerichtet, und es waren da Professoren und Hofmeister (Tutors) angestellt, welchen Letzten die besondere Aufsicht über eine gewisse Anzahl von Zöglingen anvertraut war. Solch eine Hofmeisterstelle zu erhalten, war nun vor der Hand sein sehnlicher Wunsch, hauptsächlich darum, weil er auf diese Weise zugleich mit mehreren der Bremischen Beiträger in Verbindung zu kommen hoffte, denn Gärtner, Ebert, Zachariä waren hier als Professoren angestellt; Braunschweig überhaupt aber war damals durch ein glückliches Zusammentreffen auch noch anderer ausgezeichneter Männer, von denen wir nur noch an Jerusalem erinnern wollen, in der öffentlichen Meinung beinahe das, was späterhin Weimar wurde.

Da Wieland indeß zur Erfüllung seines Wunsches keine nahe Aussicht hatte, so entwarf

er sich selbst einen Plan, nach welchem er, ohne seinen Eltern mit weiterer Unterstützung beschwerlich zu fallen, was er für unrecht hielt, seiner Neigung gemäß zu leben, nur auf keine schnelle Verbindung mit Sophien, hoffen durfte. Bodmer hatte ihm schon nach Tübingen geschrieben, wie sehr er ihn bei sich in der Schweiz zu sehen wünsche, und dieser Gedanke würde schon darum großen Reiz für ihn gehabt haben, weil er gewissermaßen in Klopstocks Fußtapfen trat, wenn er zu Bodmer in die Schweiz ging, weit mehr aber zog es ihn dahin, weil er nirgend anders einen zweiten Vater, gleichgesinnte Freunde und so große Theilnahme an seinem Streben zu finden hoffen konnte. Wieland sah in Bodmer, nicht in Klopstock, unsern Homer; „diese einnehmende Einfalt, diese Hoheit, dieses ungekünstelte, gefällige Wesen der Natur, finde ich — schrieb er ihm — nirgends so schön als im Homer und in Ihren Gedichten.“ Gleich Bodmers erste Briefe konnte er nicht ohne viele Bewegung lesen, und sie waren ihm neue Beweise von der Erhabenheit und dem Adel des Herzens dessen, der sie geschrieben.“ Welch ein liebenswürdiger Kritikus! — schrieb er ihm zurück, — welch ein edles Herz! Wie sind Ihnen alle Triebfedern des menschlichen Herzens, alle Mittel zu rühren und nach unserm Gefallen zu bewegen, bekannt. Wie einnehmend

flößen Sie uns diese unschuldigen und edeln Empfindungen der Natur ein; diese Empfindungen, welche hauptsächlich den Dichter bilden, und die sich so sanft in die menschliche Seele einschleichen, und so angenehme Wirkungen hervorbringen; daß dies eben ein richtiges Zeichen ist, daß sie die Stimme der Natur sind, die uns ruft, und uns den leichten Weg zur Glückseligkeit zeigen. Mein theurer Herr Professor! oft wünsche ich recht innig, zu der Zeit gelebt zu haben, da Sie ein Jüngling waren; wie ungemein würde ich Sie geliebt haben! Doch noch vielmehr wünsche ich, meine erste Jugendzeit unter Ihrer Aufsicht zugebracht zu haben. Wie glücklich wäre mein Herz, wenn es von Ihnen wäre gebildet worden! Wie viel edler und feiner würden itzt bei mir Geschmack und Neigung seyn! Wie viel würdiger würde ich Ihrer Freundschaft seyn! O könnte ich bei Ihnen des Lebens genießen, nicht unwürdig der Ewigkeit! Wie verborgen ist das Schicksal, das diejenigen trennt, welche die Natur für einander bestimmt hat.“ Wieland sah Bodmern durchaus in dem Lichte eines alten Weisen, eines Patriarchen der Urwelt, und stellte sich ihn, was Bodmer auch gern zugab, unter dem Charakter von dessen Sipha vor. In der Nähe nun solch eines Mannes zu leben, schätzte er sich für ein hohes Glück, zumal da er hoffen

konnte, auch ein Freund von seinen Freunden zu werden, unter denen er namentlich Breitinger schon seit langer Zeit so hochgeschätzt hatte. Unter Bodmers Freunden war aber auch ein jüngerer Mann, Namens Schinz, Pfarrer in Altstetten bei Zürich, einer der Mitarbeiter an Bodmers kritischen Zeitschriften, den Wieland zuerst durch eine Beurtheilung von Youngs Nachtgedanken liebgewonnen, und mit dem er darauf einen Briefwechsel unterhalten hatte. Er empfing, auf Bodmers Veranlassung, von Schinz den ersten Brief noch in Tübingen, und antwortete diesem: „Ich empfand diese Aufwallung des Herzens, diesen inwendigen Ruf der Natur, diese Art von Sympathie, welche ähnlichen edlen Herzen anzeigt, daß sie für einander geschaffen sind. Wie sehr bin ich erfreut, Sie näher kennen zu lernen, von Ihnen geliebt zu seyn, Sie meiner Liebe versichern zu können. — — Ich danke der Vorsicht für Sie, mein Freund. Mein zärtliches Herz hat sich, seitdem es sich fühlt, darnach gesehnt, die Liebe der Edlen zu verdienen. Aber ich habe bisher fast ganz ohne Freunde leben müssen, und der Himmel läßt mich jetzt in Zürich finden, was ich noch nirgends gefunden habe. Aber bin ichs auch würdig, Sie zum Freunde zu haben? Verdiene ich die Hochachtung und das Herz eines so edelmüthigen Geistes? Nein, ich

verdiene sie noch nicht, aber ich wünsche es, ich bemühe mich darnach. Ich sehe Sie und alle meine unbekannten Freunde, welche von mir nichts wissen, ob ich gleich fast täglich mit ihrem Geiste umgehe, aus dem schönsten Gesichtspunkte an. Sie sind meine Vorgänger, meine treuen Begleiter auf dem Wege zur Weisheit. Wir ermuntern uns unter einander, dem Ziele nachzuringen, das uns die Ewigkeit zeigt, wir werden edler, zärtlicher, überirdischer durch den himmlischen Affekt, der in dieser Welt so unbekannt ist. Wie sehr hat mein so oft träges Herz dieser Ermunterung nöthig! Wie oft wünsch' ich mich zu Ihnen nach Zürich, oder zu meinem Klopstock, der mich nicht kennt, obgleich mein Auge so oft nach ihm geweint hat."

Je länger der Briefwechsel dauerte, desto inniger erfreute sich Wieland, einen gleichgesinnten Freund an Schinz gefunden zu haben. „Ein einziger Freund, wie Sie sind, — schrieb er ihm — ersetzt mir genugsam das Mißvergnügen der traurigen Jahre, die ich ohne Freunde zubringen müssen. Welch ein himmlischer Affekt ist die Freundschaft! Wie schön kann sie edle Seelen bilden! Ich habe bisher der Freundschaft wenig zu danken gehabt: die Liebe ist mir zu Hülfe gekommen, und ohne sie würd' ich weder ein Dichter noch Ihr Freund seyn."

Die Züricher Freunde waren so begierig,

Wielanden bei sich zu haben, als er bei ihnen zu seyn sich sehnte. Eine Herbstreise nach Zürich war von ihm auf jeden Fall beschlossen gewesen, jetzt aber baute er darauf seinen Plan für die wenigstens nächste Zukunft. „Ich wünschte, schrieb er an Schinz, länger bei Ihnen zu seyn, als Sie denken, und ich wünschte bei Ihnen eine Arbeit zu haben, die mich auf meine künftige vermuthliche Lebensart vorbereitete. Wenn ich also unter folgenden Bedingungen einen jungen Herrn aus einer distinguirten Familie in Zürich unterrichten könnte, so würde ich desto lieber nach Zürich gehen. Erstens: Müßten seine Eltern so viel Discernement besitzen, daß sie selbst einige Einsicht in die Wissenschaften und eine wahre Gelehrsamkeit hätten. Zweitens: Müßte dieser Jüngling etliche Jahre jünger als ich, und schon über die ersten Elemente hinweg seyn; denn die Grammatik kann ich keinem lehren, weil ich selbst nicht viel davon verstehe. Drittens: Müßte seine Gemüthsverfassung von der Art seyn, daß ich Ehre an ihm einlegen könnte. Er müßte ein junger Xenophon seyn, so wollte ich versuchen, ob ich Sokrates seyn könnte. Gelehrt kann ich keinen machen, aber Dispositionen zur Weisheit und Tugend kann ich, mit dem Beistande Gottes, in einem erwecken, oder vielmehr denjenigen, die schon natürliche Dispositionen dazu

haben, Weisheit und Tugend bekannter und beliebter machen. Wenn Sie jemanden wissen, bei dem sich diese drei Punkte finden, so schreiben Sie mir's, und entdecken auch alsdann Herrn Bodmer meinen Antrag."

Die Eltern stimmten des Sohnes Plane um so lieber bei, da sie mit großem Vergnügen bemerkten, wie sehr ihr Sohn von seinen Freunden in der Schweiz geliebt werde: und da Wieland in seiner Herzensangelegenheit nur die Mutter auf seiner Seite hatte, so schien der Vater, der an einen glücklichen Ausgang nicht recht glaubte, auch um dieser Ursache willen, solch eine Entfernung und Beschäftigung für den Sohn ganz heilsam zu finden. Dieser wollte indeß Biberach doch nicht verlassen, ohne die Geliebte gesehen zu haben, wozu sich die Hoffnung von einer Zeit zur andern verzögerte. Diese ihm doppelt langweilige Zeit, von der er klagt, daß „seine Seele in eine gewisse Unwirksamkeit und Verdrüßigkeit falle, worin er sich oft selbst zur Last sey," suchte er sich dadurch zu verkürzen, daß er an einer **Beurtheilung des Noah** schrieb, womit er für dieses Gedicht ungefähr das thun wollte, was Meier für den Messias gethan hatte. Wir benutzen diesen Zeitpunkt, um der bisherigen Schilderung Wielands durch seine Selbstgeständnisse die gehörige Vollständigkeit zu geben.

Wieland über seine eignen Schriften.

1.

Mein Herrmann ist die Frucht einer gewissen Jugendhitze, ein übereiltes Werk, das den Früchten im Gewächshause gleicht. Es fehlt an einem richtigen Grundrisse. Ich war zu ungeduldig und zu ungeschickt einen zu machen, und da ich dem Maler in der Fabel des Herrn Gellert gleiche, so will ich meinen Kriegsgott ausstreichen. Ueberhaupt habe ich einen etwas ungeschickten Helden gewählt. — Er ist unfähig, den Helden einer Epopöie abzugeben; sein Ende ist hiezu zu tragisch.

2.

Mein Gedicht über die Natur der Dinge ist eine unreife Probe. Vielleicht vergiebt man, wenn man ohnehin von Natur zum Vergeben geneigt ist, einem Werke seine Fehler, das in 10 Wochen von einem Jüngling von 18 Jahren geschrieben ist. Ob man aber diesem Jüngling

die Kühnheit vergeben soll, seine petits ours mal lechés, wie Herr v. Bar sagt, in die Welt geschickt zu haben, ist eine andre Frage.

— — Sie haben allzu viel Nachsicht gegen die unreife Geburt, der ich den impertinenten Namen: die Natur der Dinge, gegeben habe. Ich wünsche Ihre Anmerkungen über dasselbe zu sehen, ich verbitte es aber ernstlich, in Ihrem Crito dessen nicht zu gedenken, es wäre denn, es zu tadeln. Vielleicht schicke ich eine Abhandlung von den Schönheiten der Poesie im Lukrez, welche, so viel mir bekannt, noch nicht genug bemerkt werden. Aber wie wenige Gelehrte lesen den Lukrez.

Ich habe nicht wenig darüber gelacht, daß man meinen jugendlichen Versuch einem verjährten Eubuliden oder Vasquez zugeschrieben. Ich dächte, man merkte ihm das Alter und den flüchtigen Geist seines Verfassers nur zu sehr an. Wenn ja meine Freunde so indulgent sind, diese Schrift zu dulden, so bitte ich, mir, wie ich vor dem ersten Buche schon gethan habe, sie auszubessern, nach Gefallen darin auszustreichen und zu ändern. Ich habe mehr als hundert Stellen, nur bei einem flüchtigen Durchblättern, gefunden, die ich geändert wissen möchte, aber selbst zu ändern zu verdrießlich bin.

Daß Herr Professor Sucro bezüchtiget worden ist, die Natur der Dinge gemacht zu haben, wird Ihnen ein wenig lustig vorgekommen seyn. Mich däucht, er wird sehr gegen diese Ehre protestiren, und diejenigen, so von diesem Gedichte urtheilen, werden weiter nichts daraus behalten haben, als daß es ein Lehrgedicht ist.

3.

Sie erhalten meine moralischen Briefe. Ich wünsche recht sehr, daß sie Ihnen gefallen; lassen Sie sich aber dieses nicht abhalten, sie mit kritischen Augen zu lesen. Geben Sie den neunten Brief Ihrer Geliebten zu lesen, und haben Sie genau Acht, ob sie dabei ganz gleichgültig bleibt. Wenn dieses ist, so wünsche ich, daß ihn mein Feind geschrieben habe.

4.

Ich werde den Frühling besingen. — Nach Thomson und Kleist sollt' ich keinen Frühling schreiben. — Es ist aber gewiß, daß der Frühling so reich an Empfindungen ist, daß ihn kein Dichter erschöpfen wird, und ich habe wirklich ein Dessein gemacht, welches meinen Frühling auf einer andern Seite zeigen wird,

als ihn meine großen Vorgänger geschildert haben.

5.

Im Anti-Ovid habe ich zeigen wollen, wie die Anakreontischen Scherze seyn müssen, wenn sie unschuldig seyn sollen. Habe ich meinen Zweck erreicht? — Aber hätte ich nicht besser gethan, wenn ich keinen Anti-Ovid, keine anakreontischen Oden, und keine so enthusiastische Ode über den ersten Kuß geschrieben hätte?

6.

Das Urtheil meiner Freunde über meine lyrischen Tändeleien ist zu hart; doch ist es gewiß, daß es mich sehr reut, sie gedruckt zu sehen. Meine erste Ode kann ich mir noch am leichtesten verzeihen. Sie ist nicht bloß poetisch; sie ist wirklich wahr, und der Vorwurf einer romanhaften Liebe ist doch nicht schlimmer, als wenn ich auf die gewöhnliche Art liebte. Ich weiß nicht, ob ich mich irre, wenn ich glaube, daß man gewissen Geistern ihre Idiotismos lassen müsse. Ohne Zweifel würde ich sehr wenig von der Achtung edler Seelen verdienen, wenn ich mit weniger Entzückung die ersten Zeichen der Liebe einer Person empfunden hätte, der ich die glücklichsten Veränderungen

meiner Seele und meines ganzen Geschicks zu danken habe. Besondere Umstände würden alles deutlicher machen. Meine Liebeshistorie ist sonder Zweifel die außerordentlichste Begebenheit meines bisherigen und zukünftigen Lebens. Es ist also ganz begreiflich, daß man sich irren muß, wenn man ohne genugsame Nachrichten davon urtheilt. Dieses aber ist unläugbar, daß ich besser gethan hätte, wenn ich meine Liebe nicht der ganzen Welt bekannt gemacht. Dieses ist auch der große Fehler des Herrn Klopstock. Die Welt kann wol Picandrische Liebe vertragen, aber keine Klopstockische.

7.

Die Erzählungen zu schreiben, faßte ich den Entschluß, als ich Bodmers aus Thomson übersetzte Erzählungen las; doch hatte mir schon vorher Pygmalion und Elisa etwas dergleichen eingegeben. Die Briefe der allerliebsten Rowe belebten diesen Vorsatz noch mehr. Ihr gehören die schönsten Gedanken und Bilder der Erzählungen. Ich habe gar wenig Erfindungskraft.

Keiner der kleinsten Fehler der Erzählungen ist, daß die Charaktere der Balsora, Gulhindy, Serena, Melinde und Selima, beinahe alle gleich sind.

Der Gulhindy merkt man es nicht an, daß sie ein arabisches Mädchen seyn soll. Selim ist noch eher im morgenländischen Geschmacke geschrieben. Ich will Ihnen aber die Quellen dieses Fehlers entdecken. Erstens: Bin ich noch nicht so glücklich gewesen, Herbelots Bibliothek, oder die Ihres Hottinger zu sehen, ich habe auch die von Schultens herausgegebenen Erzählungen nicht gelesen. Alles, was ich vom orientalischen Geschmack weiß, ist entweder aus der Bibel, oder aus allgemeinen Nachrichten von dem Genie und Charakter der Orientaelen. Zweitens: Meine Erzählungen sind zu schnell geschrieben. Ich hätte mich z. E. bei Verfertigung der zweiten Erzählung vorher recht in den Charakter dieser Nazion hinein setzen, und mir dasjenige, was ich von ihrer Denkungsart weiß, recht deutlich vorstellen, und dasselbe unterm Schreiben immer vor Augen haben sollen; dieses aber habe ich nicht genugsam gethan. Ich vergaß, daß meine Gulhindy eine Araberin sey, ich hatte nur das unschuldige, zärtliche und in der Liebe ganz unwissende Mädchen, kurz, nur ihren Individual-Charakter, nicht aber auch den Charakter der Nazion vor Augen.

Wielands Urtheile über seine Lektüre.

1.

Wie glücklich bin ich, daß der Frühling meines Lebens in eine Zeit fällt, wo die Wissenschaften in voller Blüthe sind! Bodmer hält unser Zeitalter vor das goldne Alter der schönen Wissenschaften; wer wird ihm nicht beistimmen? es müßte denn der Herr Gottsched seyn. Der Geist, der die Alten beseelte, lebt in vielen unsrer Landsleute wieder auf, und wir sind bereits fähig, alle abendländischen Völker herauszufodern, uns in ihrem Schooß solche Nachahmer und Uebertreffer der Alten zu zeigen, als wir besitzen. Ich kann mich nicht genug wundern, daß Herr Gottsched, bei all seiner vorgegebenen weitläuftigen Kenntniß im Reich der Wissenschaften, so still zu denen Werken ist, die Teutschland unsterbliche Ehre bringen. Woran mag es doch liegen? Warum tadelt man an Kleist, was man an Homer bewundert? Warum ist, was im Virgil schön ist, im Messias häßlich oder ausschweifend? Warum bewundert man Horazen, und schweigt von Langen? Dieses sind mir Räthsel.

2.

Der Gottschedisch-Schönaichsche Herrmann ist ganz herausgekommen in 12 Büchern, in langen Trochäen. Was hindert also, daß wir ihn nicht eine Aeneis heißen, zumal da sein Gedicht mit Mord und Todschlag aufhört, wie Virgil seines, und es bei ihm wie im Ruz van Schad heißt: son Tutti morti. Herrn Gottscheds Vorrede ist so schön gerathen, daß die vor der Schwarzias nur Kinderspiel dagegen ist. Man weiß in der That nicht, ob man lachen oder weinen solle, wenn er diesen poetischen Abortum der Ilias, Aeneis, der Gierusalemma liberata und der Henriade an die Seite setzt.

3.

Ihr (Bodmers) Jakob und Rahel entzückt mich. Er macht mich gegen die Sündfluth und Jakob und Joseph ganz unempfindlich, obgleich auch diese ihren Urheber nicht verläugnen. Ich werde dieses liebenswürdige Gedicht noch oft lesen: Sie haben die edle Einfalt der damaligen Zeiten, und die einnehmenden natürlichen Charakter der unschuldigen Bewohner des damaligen goldenen Alters unvergleichlich ausgedrückt.

4.

Ich liebe die Erzählung ungemein und die äsopischen Fabeln sehr wenig. Gellert gefällt mir in jenen gar sehr, wie auch Hagedorn, ob er gleich zuweilen gar zu sehr Lafontainisirt. Der Dichter muß das Herz so delikat haben als den Geschmack. In größern epischen Erzählungen muß mich der Dichter in beständigem Affekt erhalten, und aus einem in den andern führen, wenn er mir gefallen soll. Er muß mir immer was Neues sagen; ich vergesse alsdann, daß ich auf der Erde bin.

5.

Die Monatschrift Crito hat mir der Absicht, Einrichtung und Ausführung nach sehr wol gefallen. Doch scheinen mir die Herren Verfasser zuweilen zu streng im Urtheilen. Wenn ich in 20 oder 30 Jahren einen kunstrichterlichen Schriftsteller abgeben sollte, so würde ich nur große Geister scharf beurtheilen, mit kleinen und elenden aber säuberlich verfahren. Ueberhaupt würde ich so tadeln, daß es den Verfasser so wenig als möglich schmerzen könnte, und loben, daß man sähe, daß ich auch tadeln könne.

Ernstlich böse bin ich auf den katonischen Kritikus eines Gedichts, welches ich schon so oft mit Entzückung gelesen habe. Welche Schönheit! welch ein Adel der Gedanken! welch eine Liebe, die darin geschildert wird! Ich glaube noch immer, daß diese Elegie von Klopstock ist. Das einzige, was ich an ihr aussetze, ist, daß der Dichter sie ein tibullisches Lied nennt; er verstehet zwar darunter nur eine zärtliche Elegie von Liebe, aber welch ein Unterschied zwischen Tibullens Liedern und den seinigen?

6.

Ich möchte gern Nachricht von den Verfassern der Bremischen Beiträge und vermischten Schriften haben. Ich möchte wissen, wer die schönsten Stücke macht, ob auch Schweizer Theil daran haben; ob Herr Gellert daran arbeitet. — — — Ich habe einige Fähigkeit, ein Freund eines Freundes des Herrn Klopstocks zu seyn. Ich kann zärtlich lieben, und bin voll Begierde und Bemühung, mich eines edlen Freundes würdig zu machen. Ich bin auch neugierig, den Verfasser der lyrischen Gedichte (Uz) zu kennen, und von den Umständen des Herrn v. Kleist und Herrn Gleims Nachricht zu haben.

7.

Sie machen mich ganz verliebt in meine alten Landsleute. (Die Minnesinger) Mir fehlt nur die genaue Kenntniß der Sprache, die mich alle diese Schönheiten empfinden ließe, die oft in einem Ausdrucke oder in einer einfältigen Wendung bestehen, welche nur der bemerkt, der den Genium der Sprache kennt. Werden Sie nicht bald das übrige aus der Manessischen Sammlung herausgeben? Wenn sich nur ein Uebersetzer fände, der alle Lieder und Gedichte, die man von Winsbeke und seiner Frau, Walthern, Veldig u. s. w. hat, in unsere heutige Mundart übersetzte, ohne ihnen etwas zu nehmen oder zu geben.

8.

Ich gestehe, daß sich vieles gegen die von mir gelobten und geretteten Stellen der unschätzbaren Messiade einwenden läßt; allein das meiste betrifft darin Empfindungen. Nach meiner Empfindung sind diese Stellen unendlich schön und rührend. Sie und Ihre Freunde und viele andere denken eben so; viele denken anders. Und wo ist endlich der Mensch, der sich die Welt gerade aus dem Gesichtspunkt

vorstellt, wie ich? Von solchen Dingen läßt sich aus beiden Seiten ins Unendliche disputiren.

9.

Ich werde nächstens das Englische zu lernen anfangen. Ich brenne vor Begierde, Milton, Pope, Adisson, Young, Thomson in ihrer Sprache zu lesen. Diesen Thomson, der mir nur aus den verteutschten Seasons bekannt ist, schätze ich unendlich hoch. Lebt er noch? Sein Herz ist ungemein zärtlich und edel, und sein Pinsel hat vieles von Miltons Stärke, und eine gewisse Virgilianische Anmuth über diese.

Den Franzosen bin ich ihres flüchtigen und affenmäßigen Nazionalcharakters wegen recht gram, und noch mehr denen Teutschen, die ihren Geist lieber nach diesen lächerlichen Geschöpfen bilden wollen, als nach den denkenden, männlich schönen und zuweilen Englischen Britten.

10.

Ich habe von der Dichtkunst keinen kleineren Begriff, als daß sie die Sängerin Gottes, seiner Werke, und der Tugend seyn soll. Inzwischen gefallen mir doch auch die natürlichen Ausdrückungen der jugendlichen Freude, wenn

sie unschuldig ist, und Gleim und Hagedorn haben mich oft ergötzt.

II.

Warum wollen wir doch so grausam mit Anakreon, diesem zärtlichen Freund des Bakchus und der Cythere umgehen? Ist es nicht genug, daß wir ihn in den Saturn verwiesen haben, soll er auch noch aus allen Gedichten verbannt, oder nur genennt werden, um ausgescholten zu seyn? Wenn ich ihn wieder lese, so werde ich fast versucht, mich's reuen zu lassen, daß ich ihm in etlichen Schriften so übel mitgespielt. Doch ich nenne ihn ja auch meinen Anakreon. Ich liebe ihn in der That, und auch deswegen, weil er mir statt der Catulle, Properze und dergleichen Herren ist, die ich nie gelesen habe.

— — Ich muß mich dieses Patriarchen der Wollust ein wenig annehmen, da es mich dünkt, Sie thun ihm zu sehr Unrecht. Es ärgert Sie ein wenig, Anakreon zwischen Plato und Seneka zu sehen. Glauben Sie denn, Seneka sey ein so praktischer Weiser gewesen, als er in seinen Schriften scheint? Ja, wenn er kein Hofmann, und nicht so reich gewesen wäre, und wenn wir nicht andre Anzeigen seiner Foiblessen hätten. — — Plato ist unstreitig

ein übertriebner Philosoph, den es zuweilen zu verdrießen scheint, daß wir Menschen sind. Seine Betrachtungen werden sehr oft zu Phantomen und Hirngespinsten. Es ist daher sehr gut, daß man, wenn man zu tief in das Reich der Ideen hineingekommen ist, wieder in die Körperwelt zurückkehre. — Plato selbst aber, bei aller seiner Liebe zur Geisterwelt, war ein Freund des Anakreon. Vielleicht wären die Ideen des Plato weniger nach Anakreons Geschmacke gewesen, als seine Oden nach Platons Geschmack waren.

Die eigentlich so genannte platonische Liebe ist nichts als Freundschaft gegen eine Person des andern Geschlechts.

12.

Ich bin der Meinung, daß Untersuchungen über solche Materien, wie die Ewigkeit der Welt, die Monaden, die Quelle der Bewegung u. s. unnützlich sind. Etwa nach vierzig Jahren, so werden wir die Welt aus einem gründlichern Gesichtspunkte ansehen, und über unsere Systeme lachen. Ich werde gewiß niemalen in einen philosophischen Streit geflochten werden können über metaphysische Subtilitäten, worüber man schon etliche tausend Jahre raisonnirt, und doch nicht weiter gekommen ist als Plato und Pythagoras.

13.

Ich kenne Boccaccio und des Lafontaine Contes nur vom Hörensagen, und aus den Urtheilen der Gelehrten und Poeten (von Lafontaine habe ich nur die Fabeln gelesen.) Ich wage es nicht, meine Seele mit so schlimmen Schriften zu verunreinigen.

— Ich wollte kein Boccaccio oder Lafontaine seyn; ich verabscheue diesen fatalen Ruhm, den einige Unvorsichtige male feriati an diesen Männern als etwas Beneidenswürdiges ansehen.

— Allen Freunden des Crebillon bin ich unerträglich. Ich hasse einen Witz, der die Tugend untergräbt, und darüber zum Aberwitz wird. Doch habe ich den Sopha nicht gelesen. Ich lese lieber die Briefe meiner Rowe, die Messiade, den Noah, die kritischen Briefe, Mosheims Schriften und dergl. hundertmal, als daß ich meine Zeit mit jeder neuen Schmiererei verhunzen sollte, die herauskommt.

Wielands Urtheile über sich selbst.

Mich hat öfters verlangt, ein geborner Engländer oder Schweizer zu seyn, und nur so viel zu haben, daß ich von der großen Welt abgesondert, und von Königen und Ministern unabhängig, in einem ganz mittelmäßigen Zustand, der Tugend und Weisheit obliegen könnte. Allein es hat der Vorsehung, welche alles gut macht, anders gefallen, und ich bin jetzt wie Ulysses, der, da er an dem Phäacischen Ufer, nach seinem Schiffbruch, keine Wohnung und Flaumbetten fand, Baumblätter zusammenraffte, und sich daraus unter dem Obdach zweier dicker Oelbäume, so gut er konnte, ein Lager bereitete.

Ich bin so sehr geneigt, andre zu entschuldigen, als ich gewohnt bin, gegen mich streng zu seyn. Aus dieser Gemüthsart habe ich die Vermuthung Bodmers veranlaßt, daß ich, nach Art der Jünglinge, ein besonderer Freund mehrerer Anakreons und Properze sey. Ich liebe wol den Anakreon und Gleim, obgleich ihre Scherze mir nicht immer gefallen.

Ich bin ein großer Wassertrinker und ein geborner Feind des Bakchus. Bin ich also nicht recht unparteiisch, wenn ich sage, daß mir die Gedanken in Klopstocks Ode, von denen ich so gar keine Erfahrung habe, gefallen? Ich glaube in der That, und ich traue der Menge der Zeugen, die es sagen, daß ein måßiger Gebrauch des Weines bei gewissen Personen diese Wirkung hat, indem er die Såfte etwas hurtiger laufen macht, ohne heftige Aufbrausungen zu verursachen. Nach der Harmonie zwischen Leib und Seele empfindet dann auch die Seele zårtlicher und feiner, der Wein wirkt alsdann Gedanken.

Ich bin ein Wassertrinker und ein geborner Feind großer und munterer Gesellschaften. — Was risquire ich, da ich Ihnen diesen Jüngling zeigen werde, den Sie bisher so hochgeschåtzt haben. Sie werden hundert Fehler und Foiblessen an mir entdecken müssen, und werden Sie mich dann auch noch so zårtlich lieben? Doch ja! Wenn Sie auch von Ihrer Hochachtung vieles nachlassen müssen, so werden Sie mich doch lieben, da Sie ein redliches Herz an mir finden werden, welches die gråßte Bereitwilligkeit hat, sich zu bessern. — — Der persönliche Umgang mit mir wird Ihnen zwar

einen gar nicht sauertöpfischen Jüngling, aber doch keinen Anakreon entdecken.

Ersparen Sie mir die Verwirrung und den Streit meiner Vernunft mit meiner Eigenliebe, welche durch ein zu großes Lob unordentlich bei mir wird. Ich bitte Sie und meine übrigen Zürcherschen Freunde, mich so wenig als möglich stolz zu machen. Ich bekenne es, daß ich das Lob weniger ertragen kann als den Tadel, ob mir schon jenes süßer dünkt als dieser. Ich bin ein so natürlicher geborner Feind der affektirten Bescheidenheit, daß ich im Gegentheil meine guten Eigenschaften gern erkenne, und Gott dafür preise; aber es wissen es alle, die mich näher kennen, daß zu viel Lob meiner Seele Gift ist.

Ich weiß nichts von dem Unterschied zwischen Tugend in der Poesie und Prosa. Sie werden mich eben so finden, wie ich mich in meinen Gedichten schildere; einen zärtlichen Jüngling, einen Menschenfreund, einen redlichen Schüler der Weisheit und Tugend. Sie werden Schwachheiten an mir finden; Eigenliebe, Flüchtigkeit und dergl. Doch wird die

Weisheit und Gnade hindern, daß sie zu wichtigern Fehlern und Lastern werden.

Ich bin einer der zärtlichsten Menschen, die je ein Dichter phantasirt hat. Darunter ist aber eine solche Dosis Kaltsinn, daß ich mir oft selbst ein Räthsel bin. — — — Mein Herz hat eine gewisse droiture inflexible, die nur ein in guten Umständen lebender Republikaner ohne sonderlichen Schaden haben kann. Wenn ich nicht liebte, so würde ich ein so einsiedlerisches Leben führen; allein wenn ich nicht liebte, so wäre ich nicht Ich.

Nur in seltenen Stunden bin ich mit mir und den Geburten meines Geistes zufrieden. Es ist in der That ein seltsames Gemisch von Hochschätzung und Verachtung meiner selbst in mir. Zuweilen dünkt mich, ich sey zu gut für diese Welt, und zuweilen scheint mir jedermann mehr zu seyn als ich. Von meinen Fehlern und von meinen Tugenden rede ich oft wie eine dritte und uninteressirte Person; man würde sich aber irren, wenn man glaubte, daß ich von andern einen thörichten Tadel gleichgültig ansehen könnte. In meinen muntern Stunden sehe ich mich in einem solchen Gesichtspunkte,

daß mir Urtheile, wie ich schon viele habe hören und lesen müssen, Verbrechen zu seyn schienen. Ich denke aber nicht nur von mir, sondern von allen edlen und freien Seelen so. Sie sind mehr verehrungswürdig und heilig, und ich kann mich sehr erzürnen, wenn Ungeweihte sich für fähig halten, über sie ein Urtheil zu sprechen. Da haben Sie wieder einige Züge meines Bildes. — — Doris meint, ich sey mit allen meinen ziemlichen Fehlern doch ihres Herzens würdig.

8.

An Schinz.

Biberach den 30. Jun. 1752.

Ich bitte Sie und Herrn Bodmer, keine zu gute Idee von mir zu fassen. Ich bin fast furchtsam, zu Ihnen zu kommen. Das, was ich, außer der innern Beschaffenheit der Seele, im Aeußern mit Bodmer ähnlich habe, ist, daß ich Wasser (kein Bier und keinen Wein!) trinke, allen großen Gesellschaften von Herzen Feind bin, und wo ich darein gezwungen werde, wegen meiner Stille für einen Pedanten oder Leuteschеuen gehalten werde; da ich hingegen

bei wenigen, die nach meinem Geschmack sind, meist sehr munter, vergnügt und heiter bin. Ohne Zweifel wird sich Herr Bodmer mit viel mehrerem Anstand aus großen Gesellschaften ziehen als ich; aber dieses habe ich doch mit ihm gemein, daß ich sie nicht liebe. Ich rede gern von den ernsthaftesten und wichtigsten Sachen, und vergesse alles über einem Gespräche mit einem weisen Freunde.

Eine der vornehmsten Bedingungen, auf die ich nach Zürich kommen will, ist, daß ich die jungen Thoren absolument nicht zu sprechen verlange, die von meiner Liebe zu Ihnen, mein Theurer, so elend urtheilen. Es ist eine Antipathie zwischen mir und solchen Leuten; sie können mich nicht leiden und ich sie nicht. Ich bin nur für wenige auserlesene Freunde angenehm. — — Herr Bodmer, Breitinger, Sie, Heß und einige von Bodmers wahren Freunden sollen der Cirkel seyn, in dem mein Umgang eingeschlossen seyn wird.

Hier ist mein Umgang ganz und gar auf meine geliebten Eltern und auf meine Bücher eingeschränkt.

Auch sind im denkenden Kopf ein paar verschiedener Freunde,
Die nur selbst um Rath sich fragen und Antwort sich geben.

In sechs Wochen erwarte ich meine unschätzbare Geliebte, und dann wollen wir einige Wochen das Leben leben, welches ich in der Ode beschrieb. Gegen Mitte des Septembers hoffe ich bei Ihnen zu seyn.

An Bodmer.

Den 14. Jul.

So lange Sie leben, mein theurer Bodmer, brauche ich keinen Genius. Wie ernstlich bitte ich zu Gott, daß er Ihnen Youngs Jahre gebe. Ich darf Ihnen jetzt nicht weiter aus der Fülle meines Herzens schreiben, ich werde Ihnen desto mehr mündlich sagen, oder vielmehr durch Gedanken und edler Thaten zärtlichen Gleichlaut Ihnen meine Liebe ausdrücken. Der Eingang Ihres Schreibens hat mich sehr gerührt; bin ich's auch würdig, daß Sie mich so viel lieben?

An Schinz.

Den 15. Jul.

Beklagen Sie mich, daß man mich der kostbaren Hoffnung beraubt, meine Geliebte zu sprechen. Ich zittre jetzt noch zwischen Furcht

und einem kleinen Reste von Hoffnung und Zutrauen, daß es vielleicht der Vorsicht gefallen möchte, mir meinen unschuldigen Wunsch zu gewähren. Aber etwa in vierzehn Tagen wird alles decidirt seyn. Man ist recht unglücklich, wenn man unter Leuten steht, die uns so wenig kennen, als ein Blindgeborner die Farben. — Wenn man mir meine Freundin nicht zu sprechen erlaubt, so komme ich in mindestens sechs Wochen nach Zürich. Da sollen Bodmer und Sie mich trösten, und mich meiner Sophie würdiger machen.

Der Brief Ihrer theuersten Daphne hat mir ungemein gefallen; ich preise Sie glücklich, mein Theurer, daß Sie von ihr geliebt werden, die Vorsicht segne Ihre Liebe, und lasse Sie mir und allen Kindern der Tugend ein Beispiel der Glückseligkeit seyn. Was meine Doris und mich betrifft, so sind wir vielleicht durch außerordentliche Fügung bestimmt, in dieser Welt getrennt zu seyn und zu leiden. Die Ewigkeit, in der wir uns wiedersehen, und reiner lieben und unzertrennt besitzen werden, ist der Leiden weniger Jahre wol werth.

An Denselben.

Den 7. August.

Ich danke Ihnen recht sehr für das Bildniß des unschätzbaren Bodmers; meine Eltern und ich lieben dieses werthe Bild ungemein, und betrachten es immer, und preisen die Vorsicht, welche mich zu diesem verehrungswürdigen Mann führt, welcher so ganz nach meinem Herzen ist, und zugleich so ungemeine Vorzüge vor mir hat, daß die kleinste Zeit, die ich bei ihm zubringen werde, mir nützlicher und angenehmer seyn wird, als meine bisher halb gelebten und halb geträumten Jahre. Wie freue ich mich auf meine Reise! Doris ist noch nicht hier, und ich weiß noch nicht, ob sie kömmt. In drei Wochen werde ich Ihnen den Tag meiner Ankunft in Schaffhausen melden können.

Herrn Bodmer küssen Sie für mich die Hand, und sagen Sie ihm, daß sein großmüthiges und zärtliches Herz keine kleine Freude empfinden werde, wenn er in Zukunft sehen wird, wie selig er mich durch seine Liebe macht, und wie viel er sich mich, die Meinigen, und alle Freunde des Guten verbindet, da er mein Herz und meinen Geist selbst noch mehr bilden, und in der Erkenntniß und Liebe des Wahren und Guten befestigen will. Welch eine Satisfaktion

nimmt ein solcher Menschenfreund mit sich in die Ewigkeit! Bodmers Name soll uns heilig seyn. Wir wollen die Vorsehung unaufhörlich flehen, daß sie uns diesen theuern Mann noch lange, lange lassen wolle. Habe ich nicht Bodmers Charakter getroffen, da ich ihn mit dem weisen Sipha verglich?

An Denselben.

Den 12. August.

Bin ich nicht ein Liebling der Vorsicht, die mir meine Sophie, Bodmern und Sie geschenket hat? Ist ein größeres Gut in dieser Welt als Liebe und Freundschaft? Welche Beweggründe zum Guten hab' ich! Die Weisheit in der gefälligen Gestalt der Freundschaft, die Tugend in allen Reizungen der Liebe sind mein! Kann man glücklicher seyn? Ihr Brief, mein Schinz, hat mich so zufrieden gemacht, daß ich ein wenig vergessen kann, daß Doris noch nicht hier ist. Ich bin, wenn ich ihn lese, lauter Freude und Hoffnung.

Ich sehe voraus, daß unsere Freundschaft so vollkommen seyn wird, als es auf dieser Welt seyn kann. Sie, mein theurer Schinz, sind, wie Sie sich mir in Ihren Briefen zeigen,

die die unverstellte Sprache des Herzens, des besten Herzens reden, ganz nach meinen Ideen. Sie sagen mir eben das von mir, und ich will es auch glauben, weil mir mein Herz sagt, daß ich den aufrichtigen Vorsatz habe, die Liebe der edlen und großen Seelen immer zu verdienen. Aber Sie werden etliche Fehler an mir finden, die ich zwar bestreite, die mir aber gar zu natürlich sind; die sind: Etourderie, Heftigkeit in an sich guten Affekten, und eine gewisse Empfindung meiner selbst, die mich zuweilen anwandelt und mich etwas eigensinnig macht. Können Sie mich lieben, ohne durch diese Fehler choquirt zu werden; können Sie dieselben, indem ich sie begehe, tragen, und mich dann mit Liebe und Vorsichtigkeit bessern, so sind Sie ganz nach meinem Herzen, und so werde ich Sie nach Doris und Bodmern über alle geschaffene Dinge lieben.

An Bodmer.

Den 2. September.

Meine innigsten Wünsche sind erfüllt durch die gütige Erlaubniß, die Sie mir geben, einige Zeit bei Ihnen zu seyn. Beleidige ich Ihr erhabnes und edles Herz, unschätzbarer Bodmer, wenn ich glaube, der Himmel habe Ihnen die-

sen Gedanken eingegeben? Ich hoffe, daß in wenig Wochen sich zeigen wird, wie heilsam meiner Seele der Umgang mit Ihnen sey. Ich werde in Ihnen einen Sipha finden, Sie werden mich in meinen guten Gesinnungen bekräftigen, mir meine Seele besser ordnen helfen, Wahrheiten, die ich noch nicht genug einsehe, mir aufklären, meine Irrthümer gütig und weislich heben, und die Früchte meines Geistes zu besserer Reife bringen. Hierdurch werden Sie Ihrem eignen großmüthigen Herzen genug thun; Sie werden die himmlische Freude empfinden, die mit dem Bewußtseyn, andern Gutes gethan zu haben, verknüpft ist. Ich werde künftig gereizt werden, Ihnen nachzuahmen, ich werde in künftiger Zeit, so weit mich auch mein Geschick von Ihnen reißen mag, mir beständig Ihr Bild zu meiner Ermunterung in der Tugend mit den zärtlichsten Bewegungen vorstellen. — Von dieser Art sind die Vorstellungen, die ich mir von meinem Aufenthalt bei Ihnen mache. Uebrigens wird es eine wahre Beweisung Ihrer Liebe gegen mich seyn, wenn Sie mich, so lange ich bei Ihnen bin, als einen Hausgenossen ansehen; ich werde bemüht seyn, die Gegenwart meines Körpers, so wenig als möglich, merklich zu machen. Es ist ohnehin ein sehr unbeträchtlicher Theil von mir, und nicht geschickt, meine Seele zu empfehlen.

An Schinz.

Den 8. September.

Ich muß meine theure und aller meiner Hochachtung und Zärtlichkeit würdige Freundin erwarten, welche erst den 1sten oder 2ten Oktober hier seyn wird, indem ihre ganze Familie hieher gebracht wird. Ihr Umgang ist mir unumgänglich nöthig, um mich meinem Bodmer, dem verehrungswürdigsten Sterblichen, den ich aus Schriften kennen gelernt, so zu zeigen, daß er diesen sonderbaren Jüngling an mir finde, den er erwartet. Meine liebe Freundin hat außerdem in dem verflossenen Jahre wegen verschiedener Vorfälle so viel Mißvergnügen erlitten, daß es eine Barbarei wäre, wen ich ihr diese Probe der Freundschaft, etliche Wochen länger auf sie zu warten, versagte. Ich würde auch, wenn ich sie nicht zu sehen bekäme, so niedergeschlagen und zerstört zu Ihnen kommen, daß ich mich schwerlich erholen würde; und wie wenig würde ich die Projekte ausführen können, welche ich auf Zürich verspart habe. Wenn ich nur eine Woche in dem Umgang dieser unschätzbaren Person, deren Liebe ich so viel schuldig bin, zugebracht habe, so bin ich im Stande, munter und vielleicht thränenfrei von ihr auf etliche Jahre, wenn es seyn müßte, zu scheiden, und meine Seele, mein Witz, mein Herz wird alle die Vortheile erhalten, die ich in

meiner Ode beschrieben habe. Sie sehen, mein Geliebter, daß ich gute Ursachen habe, meine so lang erwünschte Reise zu Ihnen zu verzögern, und ich mußte sie Ihnen anzeigen, damit Sie nicht glaubten, ich sey so leichtsinnig, die Glückseligkeit, bei Bodmern zu seyn, nicht genug zu schäzzen. Nur meine Sophie, sonst nichts auf der Welt, kann mich abhalten, zu diesem theuersten Freund und zu Ihnen zu eilen. Wenn Sie sie nur eine Stunde sprechen könnten, würden Sie sagen, daß sie es werth sey.

Am 5ten Oktober schrieb er an Schinz, daß seine Abreise auf den 13ten festgesetzt sey, und daß er den 15ten Vormittags in Schaffhausen eintreffen, und Nachmittags in Wesperspühl, (einem ehemaligen Schloß in der Nähe des Rheins, wo Schinz sich damals aufhielt) ihn zu umarmen* hoffe.

„Wenn ich meine Freundin nicht noch vorher sehe, so bedaure ich Sie und mich. An meiner Statt wird alsdann ein verdrießlicher, geistloser, stummer, zerstreuter Mensch kommen, der erst nach und nach wieder aufleben wird.“

An Bodmer.

Den 11. Oktober.

Eben jetzt kömmt die Unvergleichliche, die ich so lange und sehnlich erwartet. Meine Freude ist zu groß und zu unvermuthet, als daß ich Ihnen etwas mehr schreiben könnte, als dieses, daß meine Abreise zu Ihnen noch einige Tage aufgeschoben werden muß.

Nur meine Freundin kann mich von dem erhabnen Vergnügen, welches mir mein Aufenthalt bei Ihnen verspricht, und auch diese nur einige Tage, zurückhalten. Sie, mein theurer Herr Schinz und meine übrigen Freunde werden der wichtigste Gegenstand unserer Unterredung seyn.

Am funfzehnten Oktober traf Wieland zu Wesperspühl in der Nähe von Schaffhausen ein, und da empfing ihn Schinz mit seiner Verlobten in dem Landhause des mütterlichen Oheims von deren Mutter. Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen daselbst, wo die Aehnlichkeit der Denkart ihn mit Schinz noch mehr befreundete, führten ihn die Verlobten wie im Triumphe zu Bodmer, der den Jüngling mit offenen Armen empfing.

Zweites Buch.

Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
Nicht seine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen. Sich und andre
Wird er gezwungen, recht zu kennen. Ihn
Wiegt nicht die Einsamkeit mehr schmeichelnd ein.
Es **will** der Feind, es **darf** der Freund nicht schonen:
Dann übt der Jüngling streitend seine Kräfte,
Fühlt, was er ist, und fühlt sich bald ein Mann.

Göthe.

I.

Wieland war nun in Zurich, in Bodmers Hause.

Das Herz voll Liebe, bei wenig Hoffnung, ungeachtet aller Gegenliebe, durch seine Liebe glücklich zu werden; sehnsuchtsvoll nach nie empfundenem Genuß der Freundschaft, aber, obgleich nicht ohne Selbstgefühl des eignen Werthes, doch mit einiger Besorgniß den Freunden sich darstellend, voll reinen Eifers für Weisheit und Tugend, mit Vorliebe für moralische und religiöse Poesie, doch nicht ohne Anerkennung der Poesie, auch wenn sie, nur ohne Nachtheil für die Unschuld, den heiteren Genuß des Lebens zum Gegenstande hat; den Engländern huldigend, die Franzosen verurtheilend, doch mehr auf Andrer Bericht hin, als nach eigner Kenntniß und gegründeter Ueberzeugung: mit Menschenkenntniß, blos aus Büchern erworben, entschiedener Neigung zum Studium des Menschen, und doch mit dem Vorsatz, seinen Umgang auf

wenige Freunde zu beschränken, und anders Meinende gar nicht kennen lernen zu wollen; in öfterem Wechsel begriffen zwischen Enthusiasmus und kalter Prüfung; nicht verzärtelt für Lob, aber doch reizbar für Tadel, auch den, der seine Freunde traf; schon mit einigem Namen, aber unzufrieden mit seinen Leistungen, und voll des innigsten Verlangens, Vorzüglicheres zu leisten; zwar ohne in Dichtung und Kritik auf das eigne Urtheil Verzicht zu leisten, und bis zu einem gewissen Grade hierin Selbstständigkeit behauptend, aber doch seinem Urtheil mißtrauend gegen das Bodmerische: — so kam Wieland nach Zürich, höchst unentschieden in gar manchem wichtigen Punkte, von den Einwirkungen der Umstände um so mehr gefährdet, je empfänglicher sein Gemüth für Eindrücke, zumal von solchen war, die er zugleich verehrte und liebte, wenn gleich nicht ohne Mittel in sich selbst, um den Eindrücken auch Widerstand entgegen zu setzen. Die Umstände, die auf ihn einwirkten, waren indeß solcher Art, daß er nicht so bald an Widerstand denken konnte. Er lebte ja in Bodmers Hause! Dies Haus allein schon, in der Vorstadt bei der Grundborde gelegen, mit einer herrlichen Aussicht nach dem Schneegebirg und dem schönen See, konnte ihn in seinem Vorsatz bestärken, seine Gesellschaft sehr zu beschränken; vielmehr

aber noch Bodmer selbst, für den er mit der tiefsten Hochachtung erfüllt ankam.

Bodmer nahm damals an dem Aufstreben des jüngeren Geschlechts den innigsten Antheil. Bereits im Jahr 1748 hatte er an Lange geschrieben: „Es braucht so viel Stärke zu verwerfen, als zu verfassen; mancher berühmte Scribent hat seinen Ruhm so sehr dem zu danken, was er unterdrückt hat, als dem, was er behalten hat. — Ich rede dieses auf mich selber; ich fürchte, daß ich mit größerm Ruhme vieles ausgelöscht und vieles nicht unternommen hätte. Vor zehn, und noch mehr vor zwanzig Jahren, durfte man in der Wahl der Materie und der Ausbildung nicht so ängstlich seyn, weil man es mit schlechten Concurrenten zu thun hatte. Jetzt schreiben Jünglinge vortrefflich, und es ist verdrießlich, von Jünglingen überwunden zu werden. — — Ich habe in dem Isthmus gelebt, der von dem eisernen Alter zu dem goldenen hinüber geht. Ich sehe in meinen zunehmenden Jahren den Verdruß angenehm ersetzt, den mir so viele ungeschickte Scribenten gemacht haben, welche ich doch lesen mußte, wenn ich sie beurtheilen wollte. Jetzt kommen mir immer Aufsätze in die Hand, die mir nur die angenehme Arbeit machen, Blumen darinnen zu pflücken. Mit Freuden denke ich jetzo an die überstandene Arbeit:

Die Arbeit ist nun gethan, das Schwindeln, Taumeln und Gähnen,
Die mir das Schicksal im Zorn zugedacht!
Mit Lohenstein reit' ich nicht mehr auf Wolken, welche zerfließen,
Und sinke dann zu Menantes herab.

— — Sie fürchten, daß Herr von Hagedorn etwas Neid hege, und daß er den Reimen zu sehr ergeben sey. Ich habe das Vertrauen zu ihm, daß er es besser mit dem Geschmack meine, als daß er ein vortreffliches Werk beneide. Eine Schrift von feinem Geschmacke verursacht ein so empfindliches Vergnügen in einem wohlgearteten Gemüthe, daß alle Funken von aufglimmendem Neide darunter erlöschen. Mir giebt die Schrift auch des jüngsten Scribenten zu viel Freude, als daß ich ihn, statt ihm zu danken, beneiden könnte. Ich halte vielmehr den für meinen Freund, der so geschickt für mein Vergnügen sorgt. Daher habe ich Jünglinge von zwanzig Jahren zu Freunden. Die Muse ist ein Mädchen von unsterblicher Jugend, und schickt sich für Jünglinge!

Mir ist das funfzigste Jahr schon auf dem Nacken gesessen,
Und hat mir den Frost in die Adern gejagt.
Schon seh' ich am Ende der Bahn mein Ziel im Nähern sich größern,
Ich seh's und eile mit eifrigerm Schritt;

Denn jenseits öffnet sich mir ein Land voll himmlischen Segens,
Ein Paradies von Geruch und von Licht.
In Hochzeitlauben ruhn dort, ach! dort ruhn meine Geliebten,
Und der, um den ich so lange geweint!
Sie warten sehnlich auf mich; denn in dem Schooße der Wonne
Scheint ohne mich ihre Wonne nicht ganz!"

In solcher Gesinnung hatte Bodmer Klopstock beim ersten Erscheinen des Messias mit dem Enthusiasmus eines Jünglings begrüßt, das Glück seiner Liebe zu befördern gesucht, und ihn zu sich nach der Schweiz eingeladen. Leider aber hatte die persönliche Bekanntschaft die Erwartung eines jeden von dem andern getäuscht, und beide fühlten nur zu bald sich einander entfremdet. Klopstock, der im Julius 1750 nach Zürich gekommen war, schrieb zu Anfang Oktobers an Gleim: „Und Bodmer — — ich will noch gegen Sie schweigen. Ich habe mir in Betrachtung seiner ein System von Großmuth gemacht, von dem ich, wenn ich nicht aufs Aeußerste getrieben werde, nicht abgehn will;" Bodmers Empfindlichkeit aber giebt sich noch in Briefen von 1752 zu erkennen, wo er sich, statt Klopstock zu nennen, der Umschreibung bedient: „der liebe Mann, der die theure Messiade schreibt, — der liebe Freund, der die theure Messiade singt." Kurz, es war zwischen

beiden eine nie ganz wieder erloschene Kaltsinnigkeit eingetreten, die halb in einem Irrthum, halb in Eigensinn oder Eifersucht Bodmers ihren Grund hatte. Dieser hatte sich Klopstocken allzu seraphisch gedacht, und fand einen jungen Mann, zwar von würdigem Ernst, aber heiter, und nichts weniger als abgestorben den Freuden der Erde, so weit entfernt, den Schmerz seiner Liebe zur Schau zu tragen, daß er sehr wol fähig war, den artigen Mädchen — wie der Bruder seiner Fanny schreibt — seine halb weltlichen, halb geistlichen Galanterien vorzusagen, und sich überhaupt seiner Jugend wie ein Jüngling zu freuen auch mit der Jugend, und

Beim sokratischen Becher
Von der thauenden Ros' umkränzt.

Nahm schon hieran Bodmer Anstoß, so war es ihm doch weit verdrießlicher, daß Klopstock mit einem jungen Fabrikanten, Namens Rahe, eine so innige Verbindung einging, als daß er nicht dabei am Umgange mit Klopstock hätte verlieren sollen. Klopstocks Verbindung mit Rahe war aber von der Art, daß durch dieselbe der zwar von der Natur, aber nicht vom Glücke, reich begabte Dichter seiner Zukunft ruhiger entgegen sehen konnte, denn der junge Kaufmann bot ihm aus edelmüthiger Freundschaft Antheil an seiner Handlung

an. *) Bodmer scheint über dem Schmerze der Vernachlässigung, über der fehlgeschlagnen Erwartung, Klopstock werde in der Schweiz, wenn nicht ganz, doch meist für ihn leben, vergessen zu haben, was in solchem Falle die Freundschaft aufzuopfern hätte, Klopstock hergegen, überall großartig, und hier etwas Kleinliches bitterer empfindend, scheint gefodert zu haben, daß ein Freund so etwas nicht vergessen solle. Vorstellungen Bodmers konnten hier nichts helfen, denn Klopstock hatte ein gerechtes Selbstgefühl, war vollkommen selbstständig, und konnte nicht von Bodmers höherem Alter zu einer, seinem Charakter widerstrebenden, Nachgiebigkeit bestimmt werden, da, was Bodmer vor ihm an Jahren, er vor Bodmer an Geniuskraft voraus hatte, und der Aeltere doch des Jüngern Nachahmer war. Es kam von beiden Seiten bis zur Erbitterung, und wie groß diese gewesen seyn müsse, kann man aus dem ermessen, was Klopstock darüber an Gleim schrieb: „Sie werden mit mir die Anmerkung machen, daß Bodmer nicht einmal ein edelmüthiger Feind zu

---

*) Rahe verheirathete sich nachher mit einer Schwester Klopstocks, und eine Tochter aus dieser Ehe war die Gattin des Philosophen Fichte. Klopstock aber war zu Kopenhagen eine Zeitlang wirklich der Handlungsgenoß Rahes.

seyn weiß. Wenn wir einander wieder sehen, wollen wir weitläufiger darüber reden, daß ich einen nicht geringen Theil meines Lebens damit zubringen mußte, meine liebsten Freunde zu verlassen, eine weite Reise zu thun, um einen andern, von dem wir glaubten, daß er ein Freund, wie wir, seyn könnte, aufzudecken." Bodmer dagegen betrachtete stets Klopstocks Ode, der Zürchersee, mit scheelen Augen, was Wieland keineswegs billigte, dem nur das aufwallende volle Jauchzen des Jünglings nicht recht gefiel, der aber, wenn gleich ein Wassertrinker, doch sehr wol zufrieden war mit der Strophe:

Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
Beßre, sanftere Lust, wenn er Gedanken winkt.

Solche kleine Verschiedenheiten in Meinungen und Urtheilen gab es nun wol zwischen Bodmer und Wieland, allein das ganze Verhältniß zwischen beiden war von durchaus anderer Art, und hätte schon darum, weil Wieland um beinahe zehn Jahre jünger als Klopstock war, ein ganz anderes seyn müssen, wenn auch nicht andere Umstände hinzugekommen wären.

Wieland, als Dichter und Kritiker noch keineswegs über Bodmer stehend, sah in diesem einen Weisen, einen Dichter des ersten Ranges, einen Kunstrichter vom reinsten Geschmack, den

vielumfassenden Kenner alter und neuer Literatur; und solch ein Mann, dem Greisenalter sich annähernd, war ihm, dem namenlosen Jünglinge, als Freund entgegen gekommen, und hatte ihn aufgenommen in seinem Hause, zu einer Zeit, wo er sonst keinen Freund hatte! Dessen literarische Schätze waren alle zu seinem Gebrauch, und Gespräche darüber, sowol mit Bodmer selbst, der die Gabe hatte, sie durch Witz, Laune und Ironie zu würzen, als mit Bodmers Freunden, wurden ihm höchst lehrreich, und er konnte sich dabei zurück träumen in die Zeiten der Platonischen Akademie. Wie viel Veranlassung für Wieland zu Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit! Was die Zuneigung beider zu einander immer inniger machen mußte, war die sehr auffallende Aehnlichkeit in ihrer ganzen Art zu seyn und zu leben, ja selbst in der schwankenden Meinung über gewisse Punkte. Streng in Grundsätzen und Lebensart, war Bodmer höchst einfach und patriarchalisch; Wieland war es nicht weniger: der mäßige Bodmer und der mäßige Wieland hatten gleich wenig Bedürfnisse: Bodmer lebte gern still und einsam, und Wieland theilte diese stille Einsamkeit gern, und störte in nichts die gewohnte Weise des häuslichen Lebens; Bodmer las viel und schrieb viel, und Wieland füllte ebenfalls fast seine ganze Zeit damit aus; Bodmer war in

Beziehung auf metaphysische Spekulazion ziemlich Skeptiker geworden, wußte sich aber mit seinem Skeptizismus noch nicht recht zu behelfen, wenn er damit auf die Dogmatik stieß; ganz in demselben Falle befand sich Wieland: beide waren vielleicht ein wenig Ketzer, aber beide echt religiös, ja, troz allem Anflug von Ketzerei, selbst nicht ohne Anwandlungen von Bigotterie. Bodmer war voll Feuereifers gegen die Anakreonten und Tibulle, und fand doch Freude an den Minnesingern, und war ein Freund von Hagedorn und Gleim; Wieland war zur Zeit noch billiger gegen Anakreon und Tibull, Venus, Amor und Bakchus, aber doch darin einstimmig mit Bodmer, daß sich die Poesie halten solle auf der „olympischen Höhe, in welche Klopstock sie erhoben habe."

Wenn Bodmer Wielanden vor sich sah, sah er sich selbst ganz wieder, wie er in seiner Jugend gewesen war, denselben, sonst nur dem höheren Alter eigenen, Ernst, dieselbe Scheu vor größere Gesellschaft, dieselbe Blödigkeit, dieselbe Schamhaftigkeit, dieselbe poetische, eines alten Minnesingers nicht unwürdige, Liebe. Er war so unglücklich gewesen, alle seine Kinder zu verlieren, und dachte oft mit Schmerz an den Sohn, in welchem er wieder aufzuleben gehofft hatte; statt des geraubten Sohnes schien ihm das Schicksal Wielanden gesendet zu haben

und sein Herz wurde wirklich für ihn das Herz eines Vaters.

Welche Gesinnung Bodmer für Wieland hegte, bezeugt alles, was er darüber seinen Freunden schrieb. Gleimen berichtete er (am 25sten März 1752): „Seitdem der dänische König den lieben Freund, der die theure Messiade singt, von mir hingenommen hat, so hat mir das gütige Schicksal den jüngern, zweiten Klopstock gegeben,

Ein Orakel des Alters schon in der Blüthe der Jahre.“

Dem Prediger Meier schrieb er am 27sten December desselben Jahres: „Eine jede Stunde, die ich mit diesem lieben Freunde zubringe, ist mehr werth als ein Monat mit * * *. Er hat eine patriarchalische Seele, die Tiefsinnigkeit eines aufblühenden Leibnitzens, und die Poesie eines bessern * *. Die Vorsehung meinte es über meinen Wunsch und über mein Erwarten gut mit mir, als sie meinem Alter diesen Jüngling zuschickte, der seinem Gemüthe und Geist nach ein munterer Alter ist. Ich werde ihn so lange bei mir aufhalten, als es mir möglich seyn wird.“

Das Verhältniß zwischen beiden war ein höchst glückliches.

Herz und Seele gingen Wielanden auch in der späteren Zeit seines Lebens auf, wenn er

sich zurück träumte in jene glücklichen Tage seiner Jugend, als er in Bodmers Hause lebte. „Da saß ich, sagte er, in seliger, ach! nimmer, nimmer wiederkehrender Beschränktheit, Weltunerfahrenheit, und jugendlicher Herzensfülle, in eben dem Museum, und schrieb an eben dem Tische, wo Bodmer wechselsweise bald den Eingebungen seiner patriarchalischen Muse horchte, bald sich von der Homerischen, ihrer Schwester, tiefer hinab in das Heldenalter der Griechen führen ließ, und schon damals einige Bücher der Ilias und Odyssee zu übersetzen anfing. Die nicht bei und mit ihm gelebt haben wie ich, nicht Vaterzärtlichkeit und Vatersfürsorge von ihm genossen haben wie ich, nicht Gelegenheit gehabt haben, seinen ganzen Charakter, seinen ganzen Geist und Sinn, sein so zartfühlendes, unverdorbnes, von keiner Thorheit, keinem Laster seines Jahrhunderts angestecktes, allem Guten, das ihm allein Schön war, offenes Herz, die Reinheit seiner Sitten, und die wahrhaft Homerische Einfalt seiner Lebensart so manche Jahre lang anzuschauen wie ich, die kennen auch den vortrefflichen Mann nicht so, diesen Mann, der mir einst so viel war.“ So sprach Wieland 24 Jahre nach seinem Leben bei Bodmer, und man mag daraus beurtheilen, was er für ihn fühlte zu der Zeit, als er mit ihm noch an demselben Tisch arbeitete. Es war

ihm Bedürfniß des Herzens, etwas zu thun, wodurch er seine Verehrung, Liebe und Dankbarkeit bewiese, und dieses bestimmte ihn zu mehreren literarischen Unternehmungen. Er vollendete seine Abhandlung von den Schönheiten des epischen Gedichtes: der Noah (Zür. 1753), und veranstaltete eine Sammlung der Zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des teutschen Geschmackes, wider die Gottschedische Schule von 1741 bis 1744. Vollständig in XII Stücken (Zür. 1753. 2 Bde.) In der Vorrede dazu erklärte er: „Despoten in den Wissenschaften und offenbare Hasser der Wahrheit müssen und sollen zu Boden getreten werden, oder es ist mit dem Geschmack, der Freiheit zu denken und den nützlichsten und menschlichsten Wissenschaften geschehen.“ War nun aber an Beispielen hier gezeigt worden, wie ein schöner Geist nicht seyn und verfahren sollte, so wollte Wieland doch auch das Gegenbild davon aufstellen, und that es in seinem Schreiben von der Würde und Bestimmung eines schönen Geistes (Zür. 1753).

Bei allem diesem hatte er Bodmers Ruhm im Auge, seinen eignen suchte er durch neue Dichtungen mehr zu begründen; er dichtete hier die Briefe Verstorbener an ihre noch lebende Freunde, eine Mittelgattung von

Elegie und Heroide, wozu ihm ähnliche Briefe der engländischen Dichterin Elisa Rowe veranlaßten, und das kleine Epos aus der Patriarchenzeit, die Prüfung Abrahams, worin er, seines Wunsches theilhaft, daß Bodmer ihm ein Thema geben möchte, mit dem Sänger des Noah wetteiferte. Er hatte verlangt, ein Thema zu haben, „das mit keiner heydnischen Mythologie besudelt sey.“ Ein solches hatte er nun; aber die Muse und die Olympier vergaß er doch zurück zu lassen, und nahm sie auf den Moria mit, wo sie sich etwas fremdartig ausnehmen. *)

2.

Diese Gedichte Wielands waren zwar nicht so unmittelbar Huldigungen der Liebe, wie seine vorigen, allein unverkennbar ist doch auch in

*) Die strengste Kritik über die Prüfung Abrahams in der ersten Ausgabe findet sich in Hamanns Schriften, Th. 1. S. 400 fg. Die Kritik trifft nicht Wieland allein, und Hamann bemerkt daher selbst: „Ich halte mich hiebei so weitläufig auf, weil es der Mühe lohnt, einen solchen Verfasser zu beurtheilen.“ Der Billige und Gerechte wird Wieland mit Bodmer vergleichen.

ihnen der Einfluß der Liebe auf das Gemüth des Dichters, und öfters ließ er durch fremden Mund sein Gefühl aussprechen. Nichts in Beziehung auf Sophien war in ihm verändert. „Eher nicht, schrieb er ihr, als bis ich, so viel es bei mir möglich ist, der schönsten Unschuld und des besten Herzens, das je in einer menschlichen Brust geschlagen hat, würdig bin, will ich den Gedanken in seiner ganzen entzückenden Größe zu denken wagen, daß dieses Herz mein sey. Mein ganzes Herz versichert Sie einer ganz redlichen Zärtlichkeit. Die geringste Lauigkeit in der Liebe zu Ihnen ist ihr unanständig und gefährlich. Denn es ist gewiß eine Abnahme der Liebe zur Tugend, wenn die Liebe zu meiner Sophie auch nur um einen Grad der innigsten Zärtlichkeit herabgestimmt wird. — Ich muß mich öfters schämen, daß ich den Mustern so ungleich bin, welche ich in meinen Schriften vorbilde. In einer, welche nun auch bald gedruckt werden wird, sagt ein junger Liebhaber:

O wie däuchte mich da die selige Tugend so lieblich,
Leicht zu üben; ich liebte sie stets, doch schien mir, ich liebte
Itzo sie mehr, da Ribka von ihr mir ein sichtbares Bild war.

Dieses schrieb Wieland im Junius 1753 bei Gelegenheit eines Mißverständnisses, welches zwischen ihm und Sophien über ein Projekt Bodmers für ihn entstanden war. Wie es scheint, war es dasselbe, welches Wielanden bestimmte, den Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute zu entwerfen, bei welchem Plane der liebende Jüngling auf Sophiens dereinstigen Besitz mit gerechnet haben mochte. Er ahnete nicht, wie sehr sich inzwischen die Schwierigkeiten, zu diesem Besitz zu gelangen, gehäuft hatten, ja daß eintreten würde, was allen, welche diese gegenseitige zärtliche Liebe kannten, unmöglich schien.

Sophie — lebte damals in Biberach bei Wielands Eltern. Ein naher Verwandter von ihr machte eine Reise in die Schweiz, und brachte einige Tage in Zürich zu. Wieland führte ihn bei seinen Freunden ein, und der junge Mann gefiel sich in dem freundlichen Kreise. Nach seiner Rückkunft erzählte er in Biberach Sophien von dem Glücke, welches Wieland genieße. Er wiederholte seine Besuche, und Sophie nahm sie gern an, weil sie ihn gern von Wieland erzählen hörte. Anders aber deutete dieses dessen Mutter, welcher diese Besuche, die sie ihrem Sohn für nachtheilig hielt, sehr mißfielen. Es kam zu Vorwürfen, und

Sophie, im Gefühle ihrer Unschuld davon beleidigt, verließ das Haus der Verwandten, und kehrte zurück in das väterliche, worin sie aber auch nicht alles mehr fand wie ehedem. Sophiens Vater hatte sich nämlich zum zweiten Male vermählt. Hatte er nun schon früher über die Liebe seiner Tochter nicht zum günstigsten geurtheilt, so zeigte er sich jetzt derselben ganz abgeneigt. Jede andere nähere, wenn nur sonst annehmliche, Verbindung war ihm, der, außer Sophien, noch drei Kinder im Hause hatte, willkommen. Eine solche bot aber eben in dieser Zeit sich dar, und die Stiefmutter scheint derselben allen Vorschub gethan zu haben. Von dem September an blieben Sophiens Briefe bei Wieland aus. Weit entfernt indeß, eine nahe drohende Gefahr für seine Liebe hievon zu besorgen, hegte dieser vielmehr die erfreuliche Hoffnung, daß eben dieser Verzögerung wegen alles den Wünschen seines Herzens gemäß sich enden würde. Man denke sich nun aber seine Lage, als er nach langem vergeblichen Harren zu Anfang des Decembers einen Brief, welchen Sophie an ihre Stiefmutter geschrieben, von dieser zugesendet erhielt, und in diesem Briefe von Sophiens Hand las, nicht nur, daß sie ihre Verbindung mit ihm für aufgelößt erkläre, sondern zugleich die Anzeige ihrer Vermählung. In der Wuth des Schmerzes

über so unerwartete Untreue warf er das Bild der Geliebten zur Erde, und zerbrach das Glas auf demselben, ließ aber am folgenden Tage ein neues, vielleicht im neuen Gefühl von Hoffnung, darauf setzen. Acht Tage darauf aber erhielt er einen Brief von Sophien selbst, worin sie gegen ihn ihrer Liebe absagte, nicht ohne die (wahrscheinlich durch unbestimmte Aeußerungen von Wielands Mutter angeregte) Beschuldigung, daß Er es gewesen, der das Band zerrissen habe. Zu Anfange des Jahres 1754 war Sophie — Frau von la Roche.

Leicht ist's, Wielands Schrecken und Schmerz bei dieser so erschütternden Nachricht, und die Bestürzung seiner theilnehmenden Freunde, die es wußten, wie so ganz er in dieser Liebe gelebt hatte, sich zu denken. Ein Glück für ihn, daß er jetzt solche Freunde besaß, deren herzliche Theilnahme verhinderte, daß der harte Schlag ihn nicht danieder warf. Als edler Mensch würde er sich gewiß unter allen Umständen gezeigt haben; der treuen Freundschaft Werk aber war es, daß er sich auch als Mann zeigen konnte. Die Seelenstimmung, die er dadurch gewann, wird er selbst uns am besten schildern.

An Sophie.

Zürich den 12. December 1753.

Erlauben Sie mir, Sie zu erinnern, daß wir uns tausendmal in dem Angesichte Gottes zugesagt haben, uns so lange zu lieben, als wir die Tugend lieben würden, und wir meinten damals, daß das so viel sey als ewig. Sollte diese Zusage itzt ungültig seyn? Sollte Ihre neue Verbindung die zärtliche Zuneigung unserer Seelen, die sich auf die wahre Liebe des Guten und Schönen gründet, hinwegnehmen? Nein! das halte ich für unmöglich! Sie müßten aufhören, die unschuldige, großmüthige, scharfsinnige und erhabene Sophie zu seyn, oder ich müßte mich in das Gegentheil von dem verwandeln, wofür Sie mich einst hielten. Wenigstens kann bei mir diese ewige Freundschaft, die ich Ihnen so oft gelobte, dadurch nicht zeitlich werden, daß Sie mit einem braven Manne verheirathet sind; was hat Ihre Vermählung wider unsere Freundschaft, daß eine die andere aufheben sollte? Lassen Sie uns also denen, welche sich, nach ihrer niedrigen Art zu denken, einbilden, unsre Liebe höre jetzt auf, ein thätliches Dementi geben, und ungeachtet wir uns, wie ich hoffe, in dieser Welt nimmer sehen werden, mit dem Herzen und durch unsre

gemeinschaftliche Liebe zur Tugend, und durch redliche Wünsche für unser beider Wohl, vereiniget bleiben, damit wir uns in jenen seligen Gegenden wiedersehen mögen, in denen Ihre Seele sich selber und mich wieder erkennen, und, wenn Engel weinen können, noch alsdann eine zärtliche Thräne weinen wird, daß Sie Ihrer Bestimmung in dieser Welt unvorsichtiger Weise ausgewichen.

Es ist nichts, was mich wehmüthig macht, als der Verlust solcher Hoffnungen, die vielmehr jenes als dieses Leben angehen, mit denen ich mir in der angenehmen Zeit schmeichelte, da mir die Vorsicht Ihre Bekanntschaft und Liebe gegeben hat.

Und so leben Sie denn wohl, meine Geliebte, leben Sie auf ewig wohl! Seyn Sie immer so glücklich, als Sie ohne Zweifel itzt sind; ja wenn es zur Zufriedenheit Ihres Herzens gehört, so möge Ihr Gewissen Sie immer auf dem Gedanken lassen, daß ich zuerst das Band gebrochen, das uns einst verbunden hat. Leben Sie glücklich mit Ihrem künftigen Gemal, und erlauben Sie mir, daß ich mit unveränderter Hochachtung und Freundschaft mich unterschreibe Ihren ergebensten Freund und Diener.

An Herrn v. La Roche.

Den 19. März 1754.

Es ist mir eine herzliche Freude, daß dieses außerordentliche, werthe Geschöpf, welches ich ehedem mit so innigem Vergnügen mein nannte, und ewig mein zu nennen hoffte, da es mir genommen ward, an einen so edelmüthigen und seinen Werth so gut empfindenden Besitzer gekommen ist, wie Sie, mein vortrefflicher Freund, in Ihrem verbindlichen Schreiben sich mir gezeigt haben. Ich liebte diese werthe Abtrünnige (vergeben Sie mir diesen Ausdruck) so uneigennützig, als ich glaube, daß es in diesem irdischen Gewande möglich ist. Ich erduldete daher ihren Verlust, von dem ich selbst ihr nur wenig Schuld beimessen kann, in Absicht meiner, mit Gelassenheit und Muth. Aber eben weil ich sie selbst und ihre Glückseligkeit liebte, konnte ich darüber nicht gleichgültig seyn, wie es ihr gehe, und an was für ein Ufer sie das Schicksal auswerfe. Wie sehr haben Sie mich nun erfreut, da Sie mir durch die tugendhaften, klugen und edeln Gesinnungen, die Sie mir in Ihrem Briefe entdecken, eine Gewißheit geben, daß meine ewig theure Serena*) bei

*) Dieser Name spielt auf eine von Wielands Erzählungen an.

Ihnen wol angebracht sey, und durch Sie glücklich werden könne. Dieser Gedanke ist mir so angenehm, daß er mich an meinen Eigennutz nicht denken läßt. Erlauben Sie mir aber die Eitelkeit, wenn es eine ist, Ihnen zu gestehen, daß mir das eine noch lebhaftere Freude gemacht hat, daß Sie einen Theil der Glückseligkeit, die Ihnen Ihre vortreffliche Gemalin gibt, auf meine Rechnung schreiben zu können glauben.

An Sophie.

Zürich den 20. März 1754.

Das Wichtigste, was ich aus Ihrem Schreiben ersehe, ist, daß Sie glücklich sind. — — Ich bin hierüber so zufrieden, als ich für meine eigene Ruhe immer wünschen kann. Von der ersten Minute an, da ich Sie liebte, bis itzt, hätte ich allemal Ihre Glückseligkeit mit der meinigen, wenn ich hätte wählen müssen, mit Freuden erkauft; itzo sehe ich Sie glücklich, ohne selbst unglücklich zu seyn, und alles, was dabei wider meine ehemalige Wünsche ist — doch, ich will gar nichts mehr hiervon schreiben, auch nichts von der kleinen Rechtfertigung Ihres Bezeugens gegen mich. Ich bin ungemein erfreut, wenn Sie Sich selbst hierüber genug thun können. — — —

Ihre Allegorie, das schöne Gebäude in der Wildniß, hat mir sehr wohl gefallen. Ich wünsche und hoffe, daß aus dem Ruin, von dem Sie reden, ein weit schöneres, dauerhafteres und nicht so einsiedlerisches Gebäude hervorsteige; meine eigenen süßen Träume möchte ich wol mit einem Zauberschloß vergleichen, welches auf den Wink einer mächtigen Fee plötzlich aus der Erde hervorkommt, aber ehe sich's der gute Ritter versehen konnte, wieder in Luft zerfließt. Es scheint in der That, die Vorsehung habe ein zu großes irdisches Vergnügen für mich nicht dienlich befunden, und mich von selbstgemachten eigennützigen Systemen eines glücklichen Lebens abgewöhnen wollen. Indessen ist doch meine Liebe etwas sehr Reelles gewesen, und ich bleibe Ihnen für alles Gute und Schöne, das ich derselben zu danken habe, ewig verbunden.

Die Art, wie Sie in Ihrem Schreiben Sich Ihrer Freunde in Zürich erinnern, rührt mich sehr, und gibt mir viel zu denken. Liebste Sophie, lassen Sie mich noch einmal offenherzig mit Ihnen reden! Erinnern Sie Sich an die Zeiten, da Sie gewiß waren, daß ich Sie, und vielleicht allein, kenne. — — Glauben Sie gewiß, daß ich noch eben diese Sophie in Ihnen sehe, die ich vor etlichen Jahren bewundernd geliebt. — Seyn Sie versichert, daß

ich Ihre zärtliche, erhabne Seele ewig lieben werde. — Erinnern Sie Sich auch, ich bitte Sie, daß ich den Besitz Ihres Herzens (nicht Ihrer Person) und seine Sympathien mit dem meinigen für meine süßeste Glückseligkeit hielt, — und urtheilen Sie nun, ob ich ohne Wehmuth gedenken kann, daß diese Sympathie nur ein Traum meiner Liebe gewesen. Nein, ich darf und will es nicht glauben, ich will mich immer mit der werthen Hoffnung ermuntern, daß eine andere Welt mir Gerechtigkeit widerfahren lassen werde.

Dort trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest.

Ich habe noch Ihr Portrait, ein werthes Hülfsmittel meiner Einbildungskraft, um meinem Herzen in Erneuerung Ihres geliebten Bildes beizustehen. Da ich aber jetzt kein vorzügliches Recht vor Ihren übrigen Freunden daran habe, so erwarte ich von Ihnen und von Herrn la Roche, wie Sie darüber disponiren wollen. Gefällt es Ihnen, es mir zu lassen, so werde ich es als ein ganz neues Geschenk mit Erkenntlichkeit annehmen. Und nun leben Sie wohl, theure Freundin, und genießen Sie aller der Güte des Himmels, und der wahren Glückseligkeit, die auch ich für Sie zu erbitten niemals aufhören werde.

Wieland ahnete nicht, wie tief er das Herz der Geliebten verwundete. Am wenigsten würde er ihr dann in einem der ersten Briefe seit der Katastrophe seiner Liebe, geschrieben haben: „weil seine Liebe von Anfang an rein und uneigennützig gewesen, so bezeuge er ihr seine geduldige Zufriedenheit über ihre Veränderung, von welcher er vermuthe, daß sie sich nach reiferer Ueberlegung dessen, was ihr am zuträglichsten sey, zu derselben werde entschlossen haben.“ Weder aus Leichtsinn noch in Folge eigennütziger Ueberlegung, und nicht ohne Schmerz und Kampf, hatte sie ihrer Liebe entsagt; ihr war keine Wahl geblieben. Zum Glück war es ein sehr achtungswerther Mann, dem sie im Drange der Verhältnisse ihre Hand gereicht hatte: sie fühlte aber auch, was für ein Herz sie verloren, und konnte bei dem Gedanken, was dieses Herz, das so ganz Liebe für sie gewesen, leiden würde, nicht ruhig, nicht glücklich seyn. Sie wurde es erst, als sie den edlen Jüngling völlig versöhnt mit sich wußte, und das wurde dieser, sobald der Schleier, der auf dieser Begebenheit geruht hatte, gehoben war. Von Winterthur aus, wohin er eine Reise gemacht hatte, schrieb er hierüber am 2. Jun. an Bodmer:

„Daß ich im höchsten Grad bedauernswürdig bin, und daß in der That eine Serena, und leider auch eine unglückliche Serena,

in der Welt ist, werden Sie aus dem traurigen Brief sehen, den ich Ihnen hiebei zuschicke. Sie werden nun ohne Zweifel mit mir überführt werden, daß meine Sophie unschuldig ist, und daß es ein Schicksal ist, das mich des liebenswürdigsten und redlichsten Mädchens beraubt hat; — ein dem ersten Ansehn und den Empfindungen nach, die es zuerst erweckt, herbes unglückliches Schicksal, aber welches doch im Grunde weise, gut und heilig wie unser Urheber ist. — Ich fasse mich, so gut wie möglich ist, und gewiß die Versicherung, daß meine geliebteste Sophie unschuldig, daß sie Serena ist, gibt mir eine so reine, innige und bleibende Freude, daß kein Schmerz und keine interessirte Empfindung vor ihr aufkommen kann. Nun habe ich die sicherste Hoffnung, diese Seele, die unserer Natur Ehre macht, in der Ewigkeit mit der vollesten Zufriedenheit wieder zu sehen. Was für Empfindungen wird dieses Wiedersehen geben! Mein lieber Herr Professor! ich weiß, daß Sie durch diesen Brief werden gerührt werden; es werden Ihnen wie mir allerlei Mittel einfallen, die wir, wenn wir früher gewußt, was wir jetzt wissen, hätten anwenden, und wodurch wir vielleicht unsre theure Unglückliche hätten retten können. Sie werden auch bemerken, daß es ein recht wichtiger Umstand ist, daß der Brief, den sie an

mich geschrieben zu haben meldet, ehe sie mir noch die Verbindung mit ihr aufgesagt, mir nicht zugekommen ist; denn Sie wissen, daß ich zehn Wochen lang, bis auf den letzten Brief, worin sie mir absagt, immer vergeblich auf Briefe von ihr gewartet habe. Auch dieses ist Schicksal; ohne Zweifel hätte sich die ganze Scene ändern müssen, wenn uns der Brief zugekommen wäre, und das hat nicht seyn sollen. Jetzt weiß ich nichts besseres und meiner Liebe und meinem Charakter gemäßeres zu thun, als nach meinem besten Vermögen diese theure Seele zu trösten, sie zu versichern, daß ich von ihrer Unschuld überzeugt bin, sie an die Weisheit und Güte dessen, der die Schickungen lenkt, zu erinnern, und die fast erliegende Großmuth in ihrem unschuldvollen und erhabenen, aber ungemein zärtlichen und in der That verwundeten Herzen wieder aufzurichten. Ich will mich so viel möglich alles dessen enthalten, wodurch ich ihre Zärtlichkeit für mich vermehren, oder den Schmerz über unsre Trennung vergrößern könnte; ich will wenig von meinem eignen Verlust reden, so groß er ist; ich will, anstatt die Sprache der Leidenschaft, die meiner wahren Gesinnung gemäßeste Sprache eines tugendhaften und weisen Freundes reden. — — Meine größeste Freude ist hiebei, eine Probe einer wahren Liebe abzulegen, und zu zeigen, daß

die platonische Liebe bei mir keine Schimäre ist. Dergleichen Freuden sind für mich Ambrosia; für eine einzige solche Empfindung lasse ich den weisen Schülern des Anakreon oder Ovids herzlich gern ihre nektarne Becher und ganze Welten voll rosenwangiger Mädchen aus Mohameds Unparadiese."

Im Jahre 1756 schrieb er einem Freunde: Ich habe schon vor drittehalb Jahren die schönsten Hoffnungen vor mir verschwinden sehen, die ein menschlicher Mensch in diesem Leben haben kann, und ich habe es als einen mächtigen Wink aufgenommen, daß mich der Schöpfer ganz frei haben will, und verlangt, daß ich, als einer der ihm gewidmet ist, mich blindlings von ihm führen lasse.

3.

Frei wurde Wieland nun wenigstens von allen seinen bisherigen engeren Verhältnissen. Sein Gefühl hatte ihm schon längst gesagt, daß er nicht länger „Bodmers Gütigkeiten stillschweigend empfangen" dürfe, wie es über ein Jahr lang geschehen war, und er hatte diesem daher

bereits gegen das Ende des Jahres 1753 den Ausdruck seiner innigsten Dankbarkeit geschrieben, und um die freimüthige Erklärung gebeten, ob er nach Bodmers und seines Hauses Konvenienz noch den Winter über bei ihm bleiben könne. Wielands Wünsche waren Bodmers eigne, und so blieb er bei seinem bewährten Freunde noch bis zu Anfang des Sommers, während welcher Zeit er indeß einige Frühlingsmonate in Winterthur verlebte, wo seine Schriften ihm Freunde erworben hatten. Es mußten nun wieder Plane für die Zukunft gemacht werden, und der Erfolg fiel zu Wielands völliger Zufriedenheit aus. Ohne Namen gab er seinen schon erwähnten Plan zu Errichtung einer Privat-Erziehungsanstalt heraus, und dieser Plan gefiel. Man wünschte die Realisirung desselben, ohne daß man dessen Urheber kannte, den jedoch Heidegger, ein würdiger Staatsmann, zu Wielands Vortheil errieth. Ein Edelmann und ein reicher Negociant beschlossen, ihm ihre Söhne zu übergeben, und er lehnte deshalb einen auch von Spalding unterstützten Antrag ab, nach Berlin zu kommen, wo ein Herr von Arnim seine Mitwirkung bei einer Erziehungsanstalt wünschte, die er in der Mark zu stiften Willens war. Wieland beharrte auf seinem Vorsatz, fürs Erste auf drei Jahre in Zürich zu bleiben, zumal da

auch sein Vater ihm hierüber seinen völligen Beifall bezeugte.

Als er am Morgen des 24. Junius 1754 Bodmers freundschaftliches Haus verließ, vermochte er nicht von demselben zu scheiden, ohne den Ausdruck seiner dankbaren Gesinnung und Gefühle zu hinterlassen: „Ich denke — schrieb er an Bodmer — jetzo, da mich die Veränderung meiner Umstände nöthiget, Ihr Haus zu verlassen, an die selige Schickung zurück, die mich zu Ihnen gebracht hat. Was für eine glückliche Periode meines Lebens geht von diesem Zeitpunkt an! Ich kann mit Wahrheit sagen, daß meine Hoffnung, so schön sie war, weit unter dem, was ich wirklich erfahren habe, zurückgeblieben ist. Wie theuer und liebenswürdig sind Sie mir jetzt, da ich durch Zurückschauen auf die lange glückliche Zeit, die ich mit Ihnen durchgelebt habe, mir einen richtigen und vollständigen Begriff von Ihrem Charakter und Leben mache! Hier muß ich Ihnen viel verschweigen, ob es sich gleich in meinem Herzen hervordrängt; aus Furcht der geringsten Aehnlichkeit mit einem Schmeichler. Sie haben die ganze Güte Ihres vortrefflichen Herzens über mich ausgebreitet; Sie waren väterlich für mich besorgt, und nahmen den zärtlichsten Antheil an meinen unglücklich scheinenden Begegnissen. Die Geschichte mit meiner Sophie hat Sie und

Herrn Breitinger mir so groß und liebenswürdig gezeigt, daß ich auch mit meinem kühnsten Wunsch keine edlern Freunde wünschen kann, als Sie beide mir vorkommen, wenn ich solche Eigenschaften des Herzens zu so ausnehmenden Vorzügen des Geistes hinzusetze. Ihre Güte gegen mich ist so groß gewesen, daß Sie mich aller Vertraulichkeit eines Freundes gewürdigt haben, und Ihre liebreiche Herablassung ist so weit gegangen, daß Sie mich den äußerlichen Unterschied des Alters und Standes nur durch einen höhern Grad von dem, was eigentlich Weisheit genannt zu werden verdient, haben merken lassen. Sie haben mir alle Gelegenheit mich zu verbessern gegeben; meine Erkenntniß ist bei Ihnen nicht wenig erweitert worden; und was würde für eine Schmach auf mir liegen, wenn mein Herz, in dem vertrautesten Umgange mit einem Herzen wie das Ihrige nicht gebessert worden wäre!

Wie edelmüthig und mit welcher zärtlichen Art haben Sie meine Fehler getragen und gebessert; Wohlthaten, deren Andenken in gewisser Maaße schmerzlich für mich ist, weil ich Ihnen nur zu vielen Anlaß, eine solche Großmuth auszuüben, gegeben zu haben fürchte. Ich bitte Sie von ganzem Herzen wegen aller meiner Vergehungen um Vergebung, und hoffe sie desto zuversichtlicher, da ich aus unzählbaren Proben

weiß, daß Ihnen das Gute an einem Dinge viel stärkere Eindrücke giebt, als das zufällige Fehlerhafte. — — — —

Ist nicht mein ganzes Leben bei Ihnen ein einziges zusammenhängendes Vergnügen gewesen, und wie konnte es anders seyn, da ich bei Ihnen war? Ich kann dieses mit desto größerer Wahrheit sagen, wenn ich es mit meinem vorhergehenden Leben vergleiche. Wie werde ich klein in meinen Augen, wenn ich besorgen muß, so vieler Vortheile mich nicht würdig genug bezeigt zu haben.

Wie groß aber zeigt sich Ihre Güte gegen mich, mein unschätzbarer, wohlthätiger Freund! wenn ich alle guten Folgen derselben erwäge, die ich eigentlich Ihnen zu danken habe! Alles Angenehme und Nützliche meines hiesigen Aufenthaltes ist gewissermaßen ein Geschenk von Ihnen, und (was Ihrem Herzen eine wahre Freude machen muß) Sie haben sich durch Ihre in unsern Tagen so ungewöhnliche Freundschaft gegen mich weit mehr als nur Ein edles Gemüth verpflichtet. Es wäre vielleicht einem andern unangenehm, sich mit so unzähligen Wohlthaten nur von einem Menschen (welches man sich sonst nicht gewohnt ist) überhäuft zu sehen; mir aber ist es recht angenehm, alle Verbindlichkeiten, die ich gegen Sie habe, alle Proben Ihrer Liebe, von denen ich nur etliche angeführt

habe, mir wieder vorzustellen, und ich fühle es, daß es angenehm ist, einem Bodmer verpflichtet zu seyn. Doch gestehe ich, daß die Empfindung unsers Unvermögens, einem solchen Freund (der, wenn er auch nicht unser Wohlthäter wäre, schon alle unsere Liebe verdiente) nach der ganzen Fülle unsers Herzens wirkliche Proben unserer eifrigen Gegenliebe zu geben, etwas ganz Schmerzhaftes ist.

Ich erkenne gar wol, daß eine so besondere und ausgebreitete Gewogenheit nicht blindlings gerade auf mich gefallen ist. Sie haben, wie ich es in einem meiner Gedichte ausgedrückt, meine Bestimmung erkannt; und hier preise ich die Güte Gottes, die mich endlich zu solchen Menschen gebracht hat, welche zu einer solchen Einsicht geschickt, und zugleich so geneigt waren, meine wahrgenommene Bestimmung kräftig zu befördern.

Ich bin nicht im Stand, mit Worten so viel als ich wünsche alle zärtliche Dankbarkeit auszudrücken, die ich für die ausnehmende Güte der Frau Professorin gegen mich in vollem Maaße empfinde. Sie hat mit aller Vorsorge und Zärtlichkeit einer liebreichen Mutter gegen mich gehandelt, und sich bis zu tausend kleinen Bemühungen erniedriget, welche nur eine ausnehmende Leutseligkeit und eine mütterliche Gewogenheit ihr hat auftragen können. Der

Himmel segne Sie dafür, das ist mein und meiner lieben Mutter herzlicher und täglicher Wunsch."

In Bodmers persönlichen Anekdoten (welche nie gedruckt worden sind), findet sich folgende Stelle: „Wieland ersetzte mir Klopstock, den verlornen Lebbäus. Die Muse des alten Mannes wetteiferte mit der Muse des jungen Menschen. Ich schrieb in meinem Zimmer, er in der schattigen Laube an der äußeren Ecke meiner Reben. Ich nahm seine Entschuldigung nicht an, da er sagte:

Albern ist und niedrig, der sich in Streit mit dem einläßt,
Der ihn nahm in sein Haus, und ihm gab die Liebe Edeln.

Ich entwöhnte mich mit Schmerzen von seinem täglichen Umgang, da er bei einem Kaufmann sich der Pädagogie unterzog."

4.

Von nun an lebte Wieland vier Jahre lang in dem Hause des Herrn v. Grebel, dessen Söhne er unterrichtete, und fand hier alle die Wünsche erfüllt, die er für solch eine Lage gehabt hatte. Er war ein junger Sokrates unter

jüngeren Leuten, fand die größte Achtung; an einer der tugendhaftesten und klügsten Damen eine zweite Mutter, und mehr Rücksicht auf sich genommen, als er je erwartet hatte. Seine bloßen Winke wurden sorgfältig ausgespäht, um sogleich vollzogen zu werden. Er hatte mithin alle Ursache, mit seiner Lage zufrieden zu seyn, und war es auch, nur im Anfange nicht mehr so in sich glücklich, als er sich ehedem gefühlt hatte.

Wie männlich er auch den Verlust der Geliebten zu ertragen gesucht, so mußte doch dieser erste große Schmerz seines Lebens, die plötzliche Vernichtung aller seiner irdischen Hoffnungen, eine Wirkung auf sein Gemüth machen, die nur die Zeit allmählig vertilgen konnte, und diese Wirkung mußte um so tiefer nach innen gehen, je weniger ein leidenschaftlicher Ausbruch dem gequälten Herzen Erleichterung verschaffte. Zwar ergoß er seinen Schmerz in Elegien voller Klagen über die Trennung von seiner Geliebten (wovon in Zürich noch mehrere handschriftlich existiren), allein selbst diese, zur Linderung des Schmerzes sonst so dienlich, wo nicht gar einen schon gemilderten Schmerz verrathend, äußerten an ihm nicht ihre volle ganze Wirksamkeit. Mit der Geliebten hatte er ja zugleich auch seine ganze Haltung verloren, denn Sie hatte ihn ja bisher begeistert, Sie hatte er überall

nur im Auge gehabt, und alles nur gethan, um Ihrer werth zu seyn. Das alles war nun dahin, so unwiederbringlich dahin! — Da nun seine Sehnsucht kein Ziel auf Erden mehr hatte, so wendete sie sich ganz und ausschließlich nach oben, und er konnte sich Vorwürfe darüber machen, ein irdisches Wesen geliebt zu haben, wie er nur das ewige Wesen hätte lieben sollen. Die Liebe wich in seinem Herzen der Religion, der er sich aber in seinem jetzigen Seelenzustande nicht in die Arme werfen konnte, ohne daß er alle Eindrücke, die sie auf sein Gemüth als Kind gemacht hatte, in verdoppelter Kraft wieder gefühlt hätte. Sein zuweilen wankender Glaube, die Zweifel, die in ihm aufgestiegen waren, seine ganze Freidenkerei schienen ihm jetzt Verbrechen, die er abbüßen müsse.

In keinem Zeitraume seines Lebens war er sich selbst so wenig klar gewesen, als in dem jetzigen, und mehreres kam noch hinzu, ihn auch zu keiner Klarheit kommen zu lassen. Der Dichter der Prüfung Abrahams, dessen Einbildungskraft schon hiedurch mit dem Gedanken unbedingter Hingebung in den Willen Gottes jetzt mehr als je vertraut war, und der in seinem Sujet nur das Vorbild einer größeren, für die ganze Menschheit wichtigen, geheimnißvollen Opferung sah, studirte nun diese Zeit mit großer Anstrengung fast Tag und Nacht,

vornehmlich Platon, und es begreift sich leicht, daß er gerade jetzt das theologische System dieses Homers der Philosophen, mit allen Ideen und Idealen desselben, in keinem andern Lichte sah, als worin es die mystische Theologie unter den Christen seit dem heiligen Augustinus von jeher gesehen hat. Nebenher las er noch Kirchenväter, die Schriften vieler Mystiker, die Lebensbeschreibungen von Heiligen, unter denen ihn besonders die der heiligen Therese sehr anzog, und andre Werke ähnlicher Art, die ihn, dem es um die Tugend so redlicher Ernst war, immer mehr zu einer sehr strengen Ascese hinzogen. Die Poesie endlich und poetische Muster, vornehmlich Young und Klopstock, befeuerten seine ohnehin schon erhitzte Phantasie noch mehr, und unterhielten die Spannung seines überreizten Gemüths. Wie hätte er sich jetzt innerhalb der Grenzen einer ruhigen Forschung halten können! Wer in seinem Zustand und unter seinen Umständen kein Schwärmer wird, dem muß die Natur alle Anlage dazu versagt haben. An solcher Anlage fehlte es nun Wielanden ganz und gar nicht; bis zu welchem Grade sie sich aber entwickelt hatte, das können uns mehrere seiner damaligen Aeußerungen am besten beweisen.

„So einsiedlerisch ich hier Vielen scheine, so bin ich es doch noch lange nicht so viel, als ich es gerne möchte. Seyn Sie so gut und melden mir, ob es keine Wüste in Ihren Gegenden hat; ich habe schon seit manchem Jahr große Lust, ein Eremit zu werden. Ich versichre Sie im Ernst, daß ich der Thorheiten der Welt und meiner eigenen herzlich müde bin."

Sehr vermuthlich kennen Sie die wahren Mystiker nicht durch sich selbst und aus ihren Schriften; ohne Zweifel halten Sie dieselben mit dem großen Haufen der Gelehrten und Ungelehrten für Phantasten und Fanatiker; aber wissen Sie auch, daß es wirklich in meiner Gewalt ist, Ihnen zu beweisen, daß Armelle mehr weise war, als alle Philosophen zusammengenommen, und daß der unfehlbare Weg, zum höchsten Grad der Glückseligkeit in dieser Welt zu gelangen, der Mystizismus ist, welcher, ohne eine gänzliche Verläugnung aller irdischen Dinge und unserer Selbst nicht bestehen kann, und daher ziemlich nahe mit dem Eremitenleben zusammenhängt. Mich dünkt, was Sie stößt, sey dieses, daß Sie meinen, man wolle die auf ihren höchsten Grad getriebenen mystischen Sätze zu allgemeinen Lebensregeln machen. Dieses ist gar nicht. Man will nur, daß es

einem erlaubt sey, ebensowol ein Eremit zu seyn, als es erlaubt ist, unverheirathet zu bleiben, und daß man ebensowol Gott über Alles und in Allem mit der reinsten Liebe, deren ein edles Herz fähig ist, lieben dürfe, als wir andern kleinen Seelen Geschöpfe von Staub lieben, deren Liebenswürdiges doch im eigentlichsten Sinn nur ein matter gebrochner Stral, oder, wenn ich so sagen darf, eine mißgestaltete Karikatur der göttlichen Vollkommenheit ist. Meinen Sie, ein Einsiedler müsse eo ipso, daß er einsam lebt, in der Welt unnütz und ein Timon seyn? — Nur ein solcher kann die Menschen recht uneigentlich lieben. Er kann für sie denken, für sie schreiben, für sie beten, und durch sein Exempel ihnen zeigen, daß es nur ihre allzugroße Gefälligkeit gegen sich selbst ist, wenn sie in Zähmung ihrer Leidenschaften nicht so weit kommen, als ein tugendhafter Mensch soll. Wie lange wollen wir doch so viel Geräusch mit unserer Aktivität machen? Ich möchte wol wissen, wie groß eigentlich der Nutzen sey, den wir stiften?

„Es ist eine meiner größten Freuden, wenn mir ein Mann von großen Talenten bekannt wird, der einen guten Gebrauch davon macht, und eine noch größere, wenn derselbe ein Christ

ist, dessen Herz von den großen Wahrheiten der himmlischen Lehre Jesu durchdrungen ist, und der zugleich so viel Gaben und Geschicklichkeiten besitzt, daß er zur Ausbreitung der Religion etwas kräftigeres als Wünsche, oder höchstens ohnmächtige und übelverstandene Bemühungen beitragen kann. Meine Freude ist ungemein, wenn ich an einem solchen Mann die Kunst des Redners finde, die ich wegen ihrer Gewalt über die Herzen, und wegen des Gebrauchs, den die Lehrer der Wahrheit von ihr machen können, für die schönste und beste aller Künste halte. Was haben wir sonst, da wir keine Wunder thun können, womit wir die schlummernden Menschen aufwecken, ihren Ekel vor der Wahrheit benehmen, ihre Triebe und Affekte, die für das Gute so unthätig sind, aufbringen, und ihren zerstreuten, herumflatternden Geist fixiren und aufmerksam machen könnten, die Stimme der Wahrheit und der Gottheit, die in ihnen redet, zu hören. Mich dünkt, wem der Herr der Geister dieses große Talent gibt, dem gebe er mit demselben Gewalt über viele Seelen, und fordere von ihm, alle seine Kräfte anzuwenden, daß er sie überrede, und mit süßer unwiderstehlicher Gewalt nöthige, sich ihrem Schöpfer zu heiligen, und ihrer großen Bestimmung gemäß zu leben. Ich habe keinen angelegenern Wunsch, als das Werk des Herrn mit

wahrem Eifer und gründlichem Nachdruck getrieben zu sehen, und es ist darum meiner Seele in ihrer Einsamkeit nichts entzückender, als immer mehr solche, mit ihr befreundete, und von dem gleichen Geiste getriebene Seelen zu finden, die ihre Stärke, ihre Gewalt über andere zu einem so seligen Zweck anwenden, als dieser ist, die Tugend, die Liebe zu Gott, den thätigen Glauben der göttlichen Wahrheiten und Offenbarungen zu erwecken und zu erhalten."

Alle diese Aeußerungen Wielands sind von dem Jahre 1756, zwei Jahre nach der großen Veränderung seines äußeren und inneren Lebens, niedergeschrieben, und wenn dieser Nachhall seiner damaligen Gedanken und Empfindungen Aufschluß über seinen Gemüthszustand giebt, so dient uns dieser wiederum zum Aufschluß über den eigenthümlichen Charakter seiner damaligen Schriften.

Die von ihm in den Jahren 1754 bis 1756 erschienenen Schriften sind theils poetische, theils philosophische. Zu jenen gehören die, obgleich nicht metrisch abgefaßten, Psalmen, welche unter dem Titel: Empfindungen eines Christen, herauskamen, weil jener Titel damals anstößig schien, mehrere Hymnen, von denen

der Dichter nachmals nur den Hymnus auf Gott, nicht aber die auf die Geburt und Auferstehung des Erlösers beibehalten, obschon Eschenburg einen davon in seine Beispielsammlung (Bd. 4. S. 198) aufgenommen hat, und die Erinnerungen an eine Freundin, ein moralisches Gelegenheitsgedicht. Zu den philosophischen Schriften gehören Timoklea, Wielands erster Versuch in Sokratischer Manier, der sich dem Inhalt nach an jene Erinnerungen anschließt, die Sympathien und die Platonischen Betrachtungen über den Menschen. Alle diese Schriften sind halb christlich, halb platonisch, die christlichen mystisch-ascetisch, voll eines frommen Eifers für den Glauben, die platonischen ruhiger betrachtend, voll Wärme für Tugend, Schönheit und Liebe. Derselbe Geist athmet auch in den zwei Aufsätzen, die er selbst als Visionen bezeichnet, in dem Gesicht des Mirza, eine Allegorie nach Art derer, womit so oft der Dichter Platon dem Philosophen aushalf, und in dem Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen, dergleichen Wieland jetzt schon zum dritten Male hatte; ein Beweis seiner Vorliebe für einen Gegenstand dieser Art. Nur die Sympathien halten nicht ganz denselben Ton, sondern erinnern zuweilen an die — Empfindungen eines Christen,

mit denen wol schwerlich jeder gute Christ sympathisiren konnte, weil sein Eifer für Glauben und Frömmigkeit sich hie und da völlig wie der Eifer eines fanatischen Mönchs gebärdete. Er weiß nichts mehr vom Geiste der Duldung, sein Urtheil ist derb, hart und bitter, und seine Erbitterung steigt.

In den Sympathien — vom Jahre 1754 — spricht er das Verwerfungsurtheil aus, nicht blos über Ovid, sondern auch über Anakreon, Tibull, Chaulieu, Gay und Prior, und ruft dem Jünglinge, den er bekehren will, zu: „Wenn du so empfindlich für die Vergnügen der Einbildungskraft bist, hat denn die wahre Unschuld, die Rechtschaffenheit, die Religion keine Grazien? Oder ist es unmöglich, sie in einer gefallenden Gestalt, in ihrem vortheilhaftesten Licht und mit lieblichen Farben zu schildern? Aber diese leichtsinnigen Kupido's, diese Lehrer der Kunst, zu küssen und zu trinken, haben dir einen Geschmack an der Tändelei eingeflößt, die dich gegen die ernsthaften und frommen Musen gleichgültig macht. Schäme dich deines verwöhnten, unedlen Geschmacks! Erweitre deine Seele, und lehre sie ernsthaft seyn, wenn du die Welt und jedes Ding in seinem wahren und schönsten Licht und Ebenmaaß sehen willst. Ein frommer Alter hat der mißbrauchten Dichtkunst ihren rechten Namen

gegeben, da er sie den Wein der Teufel nannte, womit sie unbesonnene Seelen berauscht, um sie, wie durch einen Zaubertrank, in niedriges Vieh zu verwandeln."

Schon derb genug; allein der Erguß von Galle kommt immer stärker. „Der Feind alles Guten, heißt es, da er sah, daß die erklärten und erbitterten Feinde der Tugend und des christlichen Glaubens nur dazu dienen, den Triumph derselben herrlicher zu machen, hat sich klüglich entschlossen, auf einem leichtern und verdecktern Wege zu seinem Zwecke zu kommen. Er verwandelt sich bald in den Bakchus, bald in den Kupido, bald in einen unfläthigen Satyr, und begeistert die witzigen Jünglinge unserer Zeit, uns scherzend und singend um den Geschmack der Tugend zu bringen, die lüsternen Triebe der ausgearteten Natur mit einem Schein von Sittlichkeit zu schmücken, und einer Sittenlehre, die epikurische Theologie voraussetzt, die Reizungen der Trägheit und Wollust zu leihen." Solchen Ansichten gemäß wird Gleim getadelt, daß er ein Anakreon sey, und Gaben, welche ihn geschickt machen, mit den himmlischen Chören harmonisch, die Wunder Gottes in herzentzückenden Tönen zu singen, im Lob einer erdichteten Phyllis verschwende; Petrarcha wird bedauert, daß er von seiner Laura mit einem Entzücken spreche, worein uns keine menschliche

Vortrefflichkeit setzen sollte; ja selbst Pindar hätte seinen erhabenen Geist nicht mißbrauchen sollen zur — — Verschönerung der Göttergeschichte. Wahrscheinlich aus Rache flüsterte ihm Pindars Geist den Gedanken ein, bei seinen Hymnen an Pindar zu erinnern. Sein frommer Paroxysmus stieg bis zu dem Grade, daß er endlich, mit Verleugnung alles ästhetischen Gefühls, rund heraus erklärte: „jeder, der sich die Gleichgültigkeit gegen die Religion für keine Ehre rechne, sollte auch die schlechtesten Kirchenlieder dem reizendsten Liede eines Uz unendliche mal vorziehen."

Die erste Ausgabe der Empfindungen eines Christen — vom Jahre 1755 — war dem Ober-Konsistorialrath, nachmaligem Bischof, Sack in Berlin zugeeignet, und in der Zuschrift denunzirte Wieland diesem „schwärmende Anbeter des Bakchus und der Venus, die man nach der inbrünstigen Andacht, womit sie diese elenden Götzen anbeten und lobpreisen, für eine Bande epikurischer Heiden halten sollte, die sich zusammen verschworen haben, alles was heilig und feierlich ist, lächerlich zu machen, und die wenigen Empfindungen für Gott, die im Herzen der leichtsinnigen Jugend schlummern, völlig austilgen." Er forderte auf, „die Unordnung und das Aergerniß zu rügen, welches diese leichtsinnigen Witzlinge anrichten," und fügte

hinzu: Weil dieses Ungeziefer, welches so tief unter Ihrem Gesichtskreise kriecht, Ihnen vielleicht nicht einmal bekannt ist; so will ich einige der neuesten, die mir aufgestoßen sind, anzeigen: Lyrische Gedichte, neueste Ausgabe; die Nachtigall, eine Erzählung; Meine Lieder; Vermischte Poesien.“ Wer würde vermuthen, daß die hier denunzirten Lyrischen Poesien von Uz waren, nach dessen Namen er bei der früheren Ausgabe begierig gefragt hatte?

Gewiß, solch frommer Eifer war eines Anachoreten der thebaischen Wüste würdig, und es fehlt wenig zu einem Dominikaner! Keine Spur mehr von dem vorigen Wieland. Woher solch schwärmerischer Eifer? — Wie vielen Antheil hieran auch seine jetzige Stimmung oder Verstimmung haben mochte, so war sie doch nicht die einzige Ursache. Die Stelle eines Briefes von Geßner an Gleim lößt das Räthsel. „Ich habe, schreibt dieser, Herrn Uzens neue Ausgabe seiner Lyrischen Gedichte gesehen. Sie wollen, daß man ihn verschone; für mich sag' ich's Ihnen zu, denn ich bin kein streitbarer Held. Ich ruhe mit Feder und Dintefaß gern im Schatten des Friedens. Bodmer und Wieland sind beleidigt; ich zweifle aber, daß sie ausziehen werden. Sie sind um so viel mehr beleidigt, weil Uz es ist, der gegen

sie aufsteht, einer von denen, die, wie Gellert und Hagedorn, allgemeinen Beifall haben, weil ihre Dichtarten jedermann gefallen müssen. Uzens Ausspruch wird viele determiniren, die noch zweifelhaft waren, denn seine Lyrischen Gedichte werden, die meisten mit Recht, bewundert.“ — Man sieht, daß Wielands Ausfall einen Angriff abschlagen sollte, und es war wol ohne Zweifel Bodmer, welcher Wielands damalige schwärmerische Frömmigkeit benutzte, den Gegner so derb und tüchtig als möglich abzuführen. War es doch auch Bodmer, welcher Wielanden um eben diese Zeit zu einem kritischen Feldzug spornte! Wieland schrieb noch in demselben Jahre auch die Ankündigung einer Dunciade für die Teutschen (Berl. 1755), ein Sündenregister Gottscheds, der durch eine eigne Art von Betrug die Schweizer neuerdings gegen sich aufgereizt hatte. „Wie wenig es Herrn Gottsched koste, heißt es S. 50 dieser Schrift, Streiche von dieser Art zu machen, davon hat er in einem vor zwei Jahren herausgekommenen Werkchen unter dem Titel: Briefe, nebst andern poetischen und prosaischen Stücken, eine neue und unerhört unverschämte Probe gegeben. Diese Schrift, welche einen verdienstvollen schwäbischen Freiherrn zum Urheber hat, wurde ohne Bekanntmachung seines Namens in

Leipzig gedruckt. Herr Gottsched war damals Censor. Er fand bei Durchgehung des Manuskripts in einem Briefe über die Neigung zum Wunderbaren eine Stelle, welche er mit geringer Mühe so verändern zu können glaubte, daß sie anstatt eines Lobes der Messiade und des Noah, wie die Urschrift wollte, den verächtlichsten Tadel derselben enthalten würde. Das Manuskript des Verfassers hatte folgende Stelle: Fragen Sie einmal Ihren Buchhändler, was für Bücher am meisten abgehen? Er wird Ihnen gewiß zwanzig Hexenhistorien, Robinsons, Geistergeschichten und dergleichen Skarteken, statt einer einzigen Ausgabe des Messias oder Noah, nennen. Herr Gottsched, welcher die Schrift zur Censur bekam, fand für gut, mit einer kleinen Versetzung der Worte diese Stelle zu verfälschen, und dem Freiherrn von G(emmingen) die Ehre anzuthun, ihn zu einem Duns umzuschaffen. Er setzte, wie man in besagter Schrift lesen kann: *) Er wird Ihnen gewiß zwanzig Hexenhistorien, Robinsons, Geistergeschichten des Messias oder Noah, und dergleichen Skarteken, statt einer ein-

*) In der neuen Ausgabe von 1769 S. 138 steht wie oben.

zigen Ausgabe alter Schriftsteller nennen. Der Verfasser dieser schönen Sammlung sahe sich genöthiget, in einem eigenen Bogen seine Ehre gegen diesen Falsarius sicher zu stellen, und desselben Schande aufzudecken." Wieland ließ es nun auch seinerseits in dieser Schrift, die nur die Vorläuferin einer größeren seyn sollte, so wenig hieran fehlen, daß Andreas Cramer urtheilte, wenn Gottsched nur noch einen Funken von Ehrgefühl habe, so müsse, nach Lesung dieser Schrift, der erste Strick ihm der liebste seyn, um sich aufzuhängen.

So zeigt sich denn Wieland hier überall in einer Art von leidenschaftlichem Zustande, wie ein mit Milz- und Gallsucht Behafteter. Man sehe nun aber, welch einen Abstich mit diesen Schriften schon seine philosophischen, selbst von demselben Jahre, machen, und man wird leicht erkennen, wie seine veränderte Lebensweise eine allmählige Rückkehr zu seiner natürlichen Stimmung bewirkte. Eine Art von Abspannung scheint damals bei ihm eingetreten zu seyn; die den höchsten Punkt erreicht hatte, als er gegen die Mitte des Jahres 1756 einem Freunde schrieb: „Ich verschlummere wider meinen Willen einen guten Theil meiner Existenz; ich fühle, daß mein Leib immer schwächer wird, und daß sowol meine sehr blöden Augen als mein Gehirn

dem denkenden Wesen oft versagen. Zuweilen wünsche ich, daß ich ein halb Dutzend muntre Seelen hätte, die der meinigen subordinirt wären, und alles das nach meinem Sinn ausführten, was ich nicht kann. Dergleichen Wünsche sind fast alles, was mir von meiner ehemaligen jugendlichen Lebhaftigkeit übrig geblieben.“ In der That machte er eine schriftstellerische Pause von einigen Jahren, aber gerade dieser Zeitraum anscheinender Unthätigkeit ist für die Geschichte seines innern Lebens sehr wichtig.

Durch Aufgeben des bisher nur zu treu befolgten Vorsatzes, in der Schweiz nur Bodmer und dessen Freunden zu leben, wovon die immer größere Entziehung von dessen Einfluß eine natürliche Folge war, durch eine größere Abwechselung, die in sein Leben kam, durch eine gewisse Geistesdiät, die er halb gezwungen, halb freiwillig beobachtete, erhielt allmählig sein Geist eine andre Richtung, sein Gemüth eine andre Stimmung. Die Festtage brachte er abwechselnd auf einer Besitzung des Fabeldichters Meyers von Knonau, oder zu Altstetten bei seinem Freunde Schinz zu, mit dessen kleiner Tochter er gern spielte, und der er oft auf einer blumenreichen Wiese Kränze wand. Für gewöhnlich las er jetzt nur des Vormittags, ehe er seinen Unterricht begann,

wendete freie Zwischenstunden zum Zeichnen und zur Musik an, und mußte einen beträchtlichen Theil seiner Zeit dem gesellschaftlichen Umgange widmen. „Ueberdem sind — schrieb er — etwa ein halb Dutzend Häuser, wo ich um allerlei Verbindungen willen von Zeit zu Zeit Besuch machen muß. Zu diesem allen setzen Sie noch drei oder vier liebe Freundinnen, deren Umgang unter diejenigen Vortheile gehört, die mir mein Leben am meisten versüßen, so werden Sie nun begreifen, wohin ein guter Theil meiner Abende kommt. In der That liebe ich das Haus so sehr als eine Schnecke, aber es ist mir nicht erlaubt, meiner Neigung hierin zu folgen, und wenn ich mich bemühe, in jeder Woche einige Abende für mich zu behalten: so riskire ich allemal, dem einen oder andern von meinen Freunden und Bekannten zu mißfallen. Es bleibt mir also keine Muse zu meinen Nebenarbeiten, als in jeder Woche ein Paar Abende, und die Stunden der Nacht, die ich dem Schlaf zu entwenden pflege.“

Neue Freundschaften mit jüngeren Männern, die er um diese Zeit stiftete, zogen ihn ebenfalls unvermerkt von der früheren Richtung ab. Zu seinen neuen Freunden gehörten vorzüglich der gemüthvolle Idyllendichter Salomo Geßner, dessen Bekanntschaft er in Bodmers Hause nicht hatte machen wollen, und Füeßli,

der rühmlich bekannte Kunstfreund; (der nachmals als Künstler berühmt gewordene Füeßli war damals erst 16 Jahre alt, erregte aber schon große Hoffnungen und Wielands Antheil an ihm;) doch scheint keiner mehr auf ihn eingewirkt zu haben als einer, den er erst späterhin persönlich kennen lernte, mit dem er aber, seit dem Anfange des Jahres 1756, Jahre lang einen sehr lebhaften Briefwechsel unterhielt. Dies war der damals zu Brugg im Kanton Bern als Stadtarzt lebende, nachmals so berühmt gewordene Joh. Georg Zimmermann, der zu jener Zeit an den Werken, die seinen Ruf begründeten, vom Nazionalstolz, von der Erfahrung in der Arzneikunde, von der Einsamkeit, arbeitete, dessen feuriger, vielumfassender Geist aber sich an der Beschäftigung mit so verschiedenartigen wissenschaftlichen Gegenständen noch nicht begnügte; Zimmermann sehnte sich, sein Vorbild, Haller, auch in der Poesie zu erreichen, und dies bewirkte die erste Annäherung zwischen ihm und Wieland. Eben damals hatte er ein Gedicht auf die Zerstörung von Lissabon verfertigt, welches er Wielanden in der Handschrift zusendete.

Den Umgang mit Bodmer und Breitinger vernachlässigte Wieland bei allem diesem keineswegs, allein Bodmer klagte doch, schon zu Ende des Jahres 1754, über Vernach-

lässigung, tadelte die Veränderung, die er an ihm bemerkte, und warf ihm Verschwendung der Zeit vor. Wieland folgte bei diesen Vorwürfen im ersten Augenblicke den Eingebungen seines Unmuths, bald aber siegte sein Gefühl für Bodmer, und er schrieb ihm zu seiner Rechtfertigung Folgendes: Ich finde in Ihrem ganzen Betragen gegen mich den edel für mich besorgten gütigen Freund. Mein ganzes Herz dankt Ihnen dafür. Sie haben geglaubt, ich fange an, mich selbst zu vergessen, und haben mich zu wecken versucht. Sie haben Rückhaltung an mir entdeckt, und geglaubt, meine neuen Freundschaften machen mein Herz von meinen besten, weisesten und redlichsten Freunden abwendig. — Erlauben Sie mir, das redliche Herz Ihres jungen Freundes zu retten. — — — Es kommt mir nicht in den Sinn, mich Ihrer Aufsicht zu entziehen, oder Ihren scharfsichtigen Augen zu entfliehen. Ich habe auch keine Ursache dazu. Ich erinnere mein Herz oft an das Auge, welches Alles siehet. Ich hoffe, meine Handlungen, seitdem ich Ihr werthes Haus verlassen, haben mit meinen redlichen Absichten, wenigstens bis auf das unendlich Kleine, übereingestimmt. Indessen sehen Sie gar wol, daß es demungeachtet Sachen geben kann, die man für sich zu behalten Ursache haben kann, ob sie gleich an und für

sich selbst allen Verständigen und Tugendhaften bekannt seyn durften. Man hat auf mancherlei Verhältnisse zu sehen, und diese sind nicht immer in unsrer Gewalt. Glauben Sie also, daß ich in meiner alten Offenherzigkeit mit Ihnen und Herrn Chorherr Breitinger umgehen werde, obgleich diese Offenherzigkeit durch Klugheit und andere Verhältnisse ihre Schranken bekommen muß. — — — Ich will aufs Neue bemüht seyn, meine Zeit aufs Beste anzuwenden; ob ich gleich eben das schon vor zwei und vier und acht Wochen zu thun bemüht war. Ich will das angefangne Werk *) vollenden, ich will lesen und schreiben und denken, und alles, was man von mir fordern kann. Es demüthigt mich sehr, daß ich gespornet werden soll. Von der zartesten Jugend an habe ich keinen Treiber nöthig gehabt. Ich habe immer gerne meinen Neigungen und Einsichten gefolgt, und habe daran recht gethan. Hätte ich's nicht gethan, so hätte ich Bodmern und Breitingern nie zu Freunden bekommen, und es wäre nichts von dem geschehen, was seit vier Jahren geschehen ist. Sie wissen wol, daß ich einen Genius in mir habe, der von sehr aktiver und entreprenanter Natur ist. Wir wollen ihm

*) Ohne Zweifel die Dunciade.

ein wenig etwas zutrauen. Sie wissen meine Absicht bei meinem ganzen Leben. Ich will glücklich seyn, und zwar nach meiner Einsicht glücklich seyn, und, so viel als möglich ist, nützen. Möge mich die Liebe aller Redlichen verlassen, wenn ich jemals aus Vorsatz oder Schuld meine Bestimmung verfehle."

Diese augenblickliche Rückkehr zu Bodmer und die dauernde Liebe und Hochachtung Wielands für denselben, die ihn zu jeder möglichen Rücksicht bewog, konnte aber das Verhältniß zwischen beiden doch nie völlig als das alte wiederherstellen, und diese Erklärung Wielands ist demnach als der erste Schritt zu betrachten, seine Selbstständigkeit gegen eine Art von Vormundschaft zu retten. Aeußerst nachgiebig in vielen Punkten, war er in manchen doch auch sehr hartnäckig, und ein solcher Punkt war der Umgang mit seinen — Freundinnen, den er immer mit großem Eifer verfocht.

Wie er späterhin scherzend äußerte, er habe in seinem siebzehnten Jahre eine Maitresse gehabt, dergleichen kein König sich rühmen könne, so sagte er auch, daß er zu Zürich sich ein Serail gehalten habe. Seine Sympathien zeigen uns auch, daß an die Stelle seiner Serena-Doris eine Selima, Diotima, Melissa, Cyane, Ismene, Arete, Eulalia, Sacharissa getreten sind. Von allen

diesen war keine die bloße Geburt seiner Phantasie, außer insofern diese etwa die wirklichen Personen in seine Ideale verwandelte, was denn freilich mehr als einmal, und zuweilen auf eine Weise geschah, über die sich mancher verwundern dürfte. So zog er der rosenwangigen Sacharissa Cyanen vor, ein Landfräulein, „aus deren Leibe man zwar wenigstens drei engländische Mädchen hätte machen können, die aber — eine sehr idealische Seele hatte.“ Noch auffallender aber wird man folgende Erklärung finden. „Junge Mädchen — schrieb er den 11. Jan. 1757 an Zimmermann — sind mir meistens verächtlich, oder höchstens so hoch geachtet als Papillons. Affektazion, Pruderie, Koquetterie und dergleichen kann ich nicht leiden; ein ehrliches, arbeitsames Bauermensch ist in meinen Augen eine vortrefflichere Kreatur als eine brillante Koquette; zum Umgang aber wünschte ich mir die letzte so wenig als die erste. Die wenigen Damen, mit denen ich hier einigen Umgang habe, sind alle über vierzig Jahre; keine davon ist jemals eine Beauté gewesen; alle sind einer unverstellten Tugend wegen hochachtungswürdig, eine davon hat viel Witz und Lebhaftigkeit, sie ist sehr belesen, ohne es gegen Leute, die nicht ihre intime Freunde sind, anders als durch vorzügliche Bescheidenheit merken zu lassen; — eine andre hat eine

recht Englische Unschuld und Güte des Herzens, alles was man unter dem Wort Schönheit der Seele versteht; mit einer Demuth, die den Werth ihres Herzens und ihre vielen natürlichen Fähigkeiten und Vorzüge halb verhüllet; diese ist die Eulalia der Sympathien. Noch eine meiner liebsten Freundinnen ist ein satyrischer Kopf, eine halbe Philosophie, ein thinker, ein naseweises, spitzfindiges Geschöpf, das sich sehr geschickt albern stellen kann, um einem jeden andern seine Thorheit zu insinuiren. Wissen Sie nicht bald genug von meinem Serail? Ich bin in der That gewissermaßen der Großtürk unter ihnen, ich gebe ihnen wenig gute Worte, und zwinge sie durch die natürliche Superiorität meines Genie über die ihrigen, mich bon gré mal gré zu lieben. Das war sehr groß gesprochen, nicht wahr?"

War es nun aber bloßer Scherz von Wieland, daß er gegen die jungen Mädchen etwas hatte, wie er nicht blos hier, sondern wiederholt versichert? Es wäre möglich, daß diese Sonderbarkeit die Wirkung mehrerer zusammentreffender Ursachen gewesen wäre, von denen er selbst in dem genannten Briefe einige anführt, ohne es zu wissen. Die erste Ursache wäre dann ohne Zweifel seine erste Liebe zu einem Mädchen, das, wenn auch nur wenige Jahre, doch älter war als er; denn diese Liebe fiel in eine Zeit,

worin mit wenigen Jahren ein Mädchen vor einem Jünglinge viel voraus hat, auch vor einem Jünglinge wie Wieland, ein Mädchen wie Sophie. Durch sie war er verwöhnt, an das weibliche Geschlecht Ansprüche zu machen, die nicht jedes Mädchen so erfüllen konnte, wie das, welches er, auch jetzt, nichts weniger als vergessen hatte. „Sie war — schrieb er — meine Geliebte und Braut, — sie ist verheirathet, — genug davon! Es ist keine Sophie mehr, wenigstens nicht für mich. Ich kann kein Frauenzimmer angenehm finden, das in ihrem Charakter, in ihrer Gemüthsart, in ihren Empfindungen, oder in ihrer Person nicht einige starke Aehnlichkeit mit meinem Engel hat. — — — Die Ungenannte in den Sympathien ist die Königin meines Herzens. Das war sie und wird es allezeit seyn. Ach! sie war es so sehr, die Zauberin, daß sie mich, gleich der Circe, etliche Stunden lang sogar in einen anakreontischen Dichterling verwandeln konnte.“ So wenig nun aber die jungen Mädchen seinem Ideal entsprachen, eben so wenig entsprach Er dem Ideal der jungen Mädchen, und dies wäre die zweite Ursache, warum er sie nicht leiden konnte; diese zweite Ursache aber ist sehr bestimmt in einer Nachschrift zu jenem Briefe angegeben. „A propos! — heißt es — vous avez bien deviné! Ich kann kein rechtes

Kompliment machen, und bin ein ziemlich tölpischer Kerl. Und doch wurde ich einmal, so sehr als es möglich ist, von einem Frauenzimmer geliebt, welches an guten Manieren und dem, was man savoir vivre heißt, von niemand übertroffen und von jedermann bewundert wurde. Was mag die Thörin an dem Pedanten gesehen haben?“ Unverkennbar ist es, daß Wieland hier im Selbstgefühl von seinem innern Werthe spricht: woher dann aber die nicht zu verbergende Empfindlichkeit darüber, daß die heillosen jungen Mädchen so viel Werth auf die äußere Manier legten, die er nun gerade nicht hatte? Fast scheint es doch, als ob er es nicht allzu übel würde empfunden haben, wenn ein junges Mädchen, freilich von einiger Aehnlichkeit mit Sophien, — etwas hätte die Phantasie wol dabei gethan, — sich darüber hätte hinwegsetzen können, ja als ob er es eigentlich nicht gern gesehen hätte, daß es keine that. Dies ging nun aber einmal nicht, blos weil junge Mädchen — junge Mädchen sind; es verhielt sich aber ganz anders bei Mädchen von einem gewissen Alter, und noch mehr anders bei Frauen und gar Wittwen, die unter seinem Vorsitz eine kleine Gesellschaft bildeten, welcher er Vorlesungen hielt, sämmtlich von der Art, wie die Aufsätze in seinen damaligen Schriften sind. Dieses nun macht eigentlich

die dritte, vierte und fünfte Ursache aus, warum Wieland die jungen Mädchen nicht leiden konnte. Diese Ursachen mögen aber jetzt unangeführt bleiben, weil Wieland damals sie selbst noch nicht kannte, und wol, wie es scheint, die Weiber überhaupt noch nicht sonderlich. Wenigstens legt er sehr naiv folgendes Geständniß ab: „Sie wissen, daß ich überhaupt ein Bewunderer und Verehrer des schönen Geschlechts bin. Vielleicht (unter uns gesagt) wäre ich es weniger, wenn ich viele Frauenzimmer durch mich selbst kennen gelernt hätte. Dazu habe ich nie Zeit genug gehabt. Ich liebte einsmals — — —", es versteht sich, daß er nun auf Sophien zurückkommt, auf die Einzige, die er zu kennen — glaubte.

Man hätte vielleicht versucht werden können, ein so ehrwürdiges Serail vielmehr für ein Nonnenkloster anzusehen, — wie denn die Sympathien darin wirklich in Christliche Empfindungen übergingen, — wenn nicht der junge Großtürk eine Favorit-Sultanin gehabt hätte, welche Bodmern die Besorgniß einflößte, sie könne, bei ihrem doch noch nicht ganz ehrwürdigen Alter, verursachen, daß die Christlichen Empfindungen sich in den Sympathien verlören. Diese Favorit-Sultane, Arete und Eulalia in einer Person, war Madame Gr—, die Wittwe eines, wenige

Monate vor Wielands Bekanntschaft mit ihr verstorbenen, Mannes, mit dem sie mehrere Jahre in dem Verhältniß, das einst zwischen Scarron und der Fräulein d'Aubigné statt fand, wo nicht sehr glücklich, doch sehr zufrieden und exemplarisch gelebt hatte. Bekanntschaft mit ihr machte Wieland bald darauf, nachdem er Bodmers Haus verlassen; bald genug kamen aber auch Bodmers Warnungen, die von Wieland mit Eifer und Wärme abgelehnt wurden. „Ich muß, schrieb er, etwas von meiner vortreflichen und hochgeschätzten Freundin, der Frau Gr., sagen. Ich wünschte, daß ich sie Ihnen so bekannt machen dürfte, als ich könnte, so würden Sie sich aufhören zu wundern, daß ich ihre Freundschaft für eins der besten Geschenke der Vorsicht erkenne und kultivire. Sie würde sehr betrübt seyn, wenn sie wüßte, daß sie unwissend dazu geholfen, „die Herzen meiner Freunde von mir zu entfernen.“ Sie verehrt in Bodmer den Menschenfreund, den frommen und weisen Dichter und m e i n e n Wohlthäter. Sie würde lieber sich selbst eines Umganges, der ihr, wie sie glaubt, nützlich und angenehm gewesen, berauben, ehe sie mich an bessern Dingen, als was ich um ihretwillen thue, hindern sollte. Da ich ihren Werth kenne, so würde ich ein hassenswerther Mensch seyn, wenn ich s i e aufgeben würde. Die Zeit, die ich dieser

theuern Freundin widme, ist sehr wenig; ich könnte mir eher Vorwürfe machen, daß ich zu wenig als zu viel für sie thue. — — Ich verdiene keine Vorwürfe wegen meines Umganges mit Frauenzimmern. Es sind wenige, und Personen von gutem Charakter und bekannten edlen Sitten, mit denen ich umgehe oder umgegangen bin. Ich habe mich schon oft über das erklärt, was ich liebe, es sind bei mir nicht nur Worte und Prahlereien. Mein Gewissen zeuget mir, daß ich rechtschaffen, menschenfreundlich und bescheiden mit diesen liebenswürdigen Geschöpfen umgegangen bin, und ich bin fest überzeugt, daß es zu meiner Bestimmung gehört, so zu handeln. Ich folge meinem Herzen, und bemühe mich nur, daß meine Neigungen immer der Vernunft und den Pflichten zu Dienst stehen, welches mir in vielen Stücken nicht schwer ist."

Wieland war also auf keine Weise zu bewegen, den Umgang mit dieser Dame abzubrechen, er wurde vielmehr in einem Zeitraum von vier Jahren immer vertrauter. Und gewiß, was konnte unschuldiger seyn, als daß ein Jüngling von 22 Jahren mit einer Dame von 44 Jahren — so viele zählte deren Madame Gr. — erst Bodmers Gedichte, dann Richardsons Romane, und besonders Karl Grandison las, dieses Original aller Tugendhelden, und daß er

für sie erst einige Sympathien und Christliche Empfindungen, und etliche Jahre später Araspes und Panthea, und zuletzt Theages, oder über Schönheit und Liebe schrieb? — Oder sollte dies Letzte doch vielleicht einigen Verdacht erwecken? Sollte die geistreiche und schöne Wittwe die Aspasia im Theages seyn, und sollte diese Aspasia vielleicht in Wielands Herzen den Platz eingenommen haben, den einst Sophie gehabt hatte? — Nun, wir brauchen nicht lange zu rathen, da wir Wielands eigenes Geständniß hierüber haben. „Ich — schreibt er — galt damals zu Zürich bei einer eben nicht sehr zahlreichen Klasse für eine Art von Genius, der vom Himmel herabgestiegen wäre, und sich nur gerade mit so viel irdischer Masse beladen hätte, um den Menschen sein Licht und seine Wärme mittheilen zu können, ohne sie zu verzehren. Wir befanden uns beide, die Dame sowol als ich, in einer mehr als gewöhnlichen Stimmung zu der Art von Schwärmerei, die sich das Uebersinnliche gern versinnlichen möchte. Kurz, unsere Seelen zogen einander an; unvermerkt entspann sich eine zärtliche Freundschaft zwischen uns; unvermerkt verwandelte sich diese in eine Art von platonischer Liebe, und zuletzt würde auch diese, Trotz meiner mir anklebenden kindischen Schüchternheit, sich in eine reinmenschliche Art

zu lieben herabgestimmt haben, wenn die Dame nicht besonnener als ich gewesen wäre, und (nachdem wir einander aufrichtig gestanden hatten, es sey gleich unmöglich, daß sie mir zwanzig Jahre abgäbe, oder ich über Nacht um zwanzig Jahre älter würde) in ihrer Weisheit beschlossen hätte, mich allmählig mit guter Art zu entfernen, und — die Frau eines Zürchischen Magnaten zu werden. „Dieses Geständniß legte Wieland als Greis einer vortrefflichen teutschen Fürstin ab, allein schon um vieles früher waren ihm über diese Geschichte seiner platonischen Liebe die Augen geöffnet worden, denn schon im September 1758 schrieb er an Zimmermann: „So viel versichere ich Ihnen, daß ich nie jemand platonischer geliebt habe als dieses Frauenzimmer. Ich weiß aber nicht, wie es weiter gegangen wäre. Zu allem Glück charmirte mich eine Andere noch mehr, gerade um die Zeit, da meine sublime Liebe anfangen wollte, sich ein wenig zu bekörpern. Dieser Umstand machte es mir leicht, in die Schranken der gesetzten Freundschaft mit ihr zu kommen.“

Diese andere, welcher Wieland hier gedenkt, war diejenige, die er unter dem Namen Melissa aufführt, und die sein eigenes Zeugniß, daß er junge Mädchen nicht habe leiden können, doch ein wenig verdächtig macht, denn diese neue

Königin seines Herzens war ein junges, reizendes, geistreiches Mädchen. Man muß indeß doch hinzusetzen, daß sie, durch seinen Umgang gebildet, sich bald vor den übrigen auszeichnete. Wäre ihr Vater nicht zu reich und zu stolz gewesen, sie, (welche nachmals Hallers Schwiegertochter wurde) einem unbemittelten Gelehrten zur Frau zu geben, — wie anders würde dann die Richtung von Wielands Geiste geworden seyn!

Der alte Bodmer hatte nun freilich mit seinen Bedenklichkeiten und Warnungen nicht Unrecht gehabt, allein die Erkenntniß hievon konnte doch nicht dienen, Wielanden noch einmal zu dem unbedingten Anhänger seines dankbar verehrten Freundes zu machen: im Gegentheil mußte die Erfahrung, um die er jetzt reicher geworden war, ihn eben so gegen manche angenommene Meinung, wie gegen seine eigne Schwärmerei, mißtrauisch machen, zumal da diese Meinungen mit seiner Schwärmerei gar zu nahe zusammen hingen. Es ward ihm ein wenig unheimlich bei seinem platonisch-christlichen Mystizismus, bei welchem er das Religiöse, Moralische, Aesthetische und Sinnliche so sehr in einander gewebt sah, daß man, bei nicht ganz sorgfältiger Beachtung, alle Augenblicke in Gefahr stand, das Eine statt des Anderen zu ergreifen, und sich also zu vergreifen.

Er fing eine Scheidung bei dem an, was ihm am nächsten lag, bei der — Liebe, die von jetzt an ein Gegenstand seiner sorgfältigen Forschung wurde. Nach Sophiens Verlust war die Liebe der Religion, bei Frau Gr. die Religion wieder der Liebe gewichen; seine Religion hatte sich in Liebe, und seine Liebe sich in Religion verkleidet; und er selbst hatte sich, während er etwas überirdisch Heiliges in sich wähnte, auf so irdischen Empfindungen ertappt, daß er sich nun selbst räthselhaft war. Der Reiz, dies Räthsel zu lösen, war stark genug, und mußte ihn zu einer tieferen Erforschung der menschlichen Natur überhaupt führen, wodurch seine Lektüre und sein ganzes Studiren eine sehr veränderte Richtung erhielten, welche, zugleich von außenher vielfach begünstigt, ihm immer deutlicher erkennen ließen, wie gefährlich er sich verirrt hatte, und wie nothwendig es für ihn sey, einen Weg zu verlassen, der eben so weit von der Wahrheit abführen müsse, als er sich von der Natur entfernte.

Vernehmen wir aber hier seine Selbstgeständnisse auch aus dieser Zeit, wie er sie seinen Freunden, hauptsächlich Zimmermann, mittheilte; sie müssen uns ja die sichersten Aufschlüsse geben, wie und wodurch er sich allmählig veränderte.

Wieland zu Ende des Jahres 1754.

Karl Grandison ist ganz meiner Freundin, und mein Held. Er ist es auch ganz und gar unsers Bodmers, der ihm an Rechtschaffenheit so ähnlich ist. Wir werden ihn diesen Winter recht genießen. Wir haben noch fünf Theile zu erwarten.

1755.

Jetzt verspreche ich nicht viel, in der Hoffnung, immer etwas zu thun, das mich gegen den Vorwurf sicher stelle, als ob ich schlummere. Meine Zeit wird wohl angewandt, wenn ich gleich nicht immer schreibe und drucken lasse. Muß man nicht auch wieder lesen und denken, Ideen sammeln und rangiren und bearbeiten, ehe man wieder schreiben kann? Voyés Shaftesbury's Advice for an Author.

1756.

An Zimmermann.

Ich danke Ihnen verbindlichst für Hartley; *) ich muß Sie aber bitten, daß Sie uns ihn noch ein Paar Wochen erlauben. Bald habe ich mich durch den physiologischen Theil hindurch gearbeitet, der mir Mühe macht, weil diese Art von Spekulazion mit meinen herrschenden Ideen an einem so schwachen Faden zusammenhängt. Ich bin, ungefähr wie Sokrates, und zwar nicht aus Nachahmung, über die Erklärung der Phänomene in der materiellen Welt nicht sehr neugierig; doch hat mir sowol die Methode als das System selbst, und die scharfsinnige Art, womit er die Phänomene daraus erklärt, Vergnügen gemacht. Aber prüfen kann ich es entweder gar niemalen, oder doch nicht ohne wiederholte Lektüre. Sonst wünschte ich, daß Physiologie und Psychologie immer von einander geschieden blieben, oder wenigstens

---

*) Dieser berühmte engländische Psycholog wurde der Begründer eines neueren Materialismus durch seine beiden Werke: Observations on Man, his frame, his duty and his exspectations, Lond. 1749, (übers. mit Anm. von Pistorius, Rostok 1772), und Theory of human mind, with Essays of Joh. Priestley.

daß man den Leib nie für etwas anders, als das Sensorium und das Instrument der Seele ansähe, ohne das Gewebe der Fibern allzu sehr mit derselben zu verflechten.

Die Psychologie und Physiologie nicht zu vermengen ist leicht; wenn aber die Frage ist, ob sich nicht aus der letztern vieles, was in der Seele vorgeht, erklären lasse, so ist dieses etwas anders, und muß bejahet werden, weil auch nach der Meinung der allergeistigsten unter den denkenden Köpfen, der Platoniker und Idealisten, der Leib ein Spiegel der Seele ist. Wo ich also nicht selbst in die Seele hinein sehen kann, da gucke ich in ihren Spiegel. Man muß nur nie so reden, als ob der Leib etwas in der Seele, per influxum physicum gleichsam, erschaffe, welches ein sehr gemeiner Fehler ist, der mir nicht um metaphysischer, sondern um moralischer Gründe willen mißfällt.

Ich bin der scientifischen oder schulmäßigen Moralisten herzlich überdrüßig, und wünsche mehr Montagne. Wenn unsre moralischen Schriften nicht unsre Sentiments sind, so werden sie auch bei andern schwerlich Sentiments

werden, und wozu sollen sie dann nutzen als dem Dütenkrämer?

Eine Dunciade ist von mir nicht zu erwarten. Ich müßte mich eine lange Zeit durch Zwangsmittel zu einem solchen Werk erhitzen, und ich finde nicht gut, dergleichen Incentive zu brauchen. Ich zweifle, ob mit den Dunsen etwas auszurichten ist; man kann sie wol zornig machen, aber nicht unterweisen, denn sie haben Augen und sehen nicht u. s. w.

Sie irren sich ein wenig, (und es ist leicht, sich an mir zu irren, denn ich bin ein sehr wunderliches Phänomenon), da Sie meinen, ich sey sehr böse gewesen, da ich die Ankündigung der Dunciade schrieb. Ich mußte dazu beredet werden, man versuchte mich aufzubringen, aber ich bin keines andern als eines sehr flüchtigen Zorns fähig; Privatbeleidigungen sind mir Flohbisse. Endlich gelang ein gewisses Motiv a bon publico, a causa veritatis tuenda hergenommen; hiedurch kann man mich den Augenblick in Bewegung setzen. Ich dachte also auf mein Werk. Ich schrieb mehr als ein halbes Jahr daran, weil

ich nur wenige oft unterbrochene Stunden dazu widmen konnte und wollte.

Ich censire immerfort an mir selbst und an denen, die ich vorzüglich liebe. — — Ich vergebe es Ihrer Seele, daß sie Sprünge gemacht hat. Sie macht jetzt noch immer Sprünge, aber anderer Art. Warum sind Sie so böse auf Logik und Methaphysik? Sie haben aber einen Geist, der sich selbst nach und nach, und zwar leicht und schnell, in eine ordentliche Verfassung setzen wird. — Ich hoffe sehr viel von Ihrem Genie, und fürchte nur die natürlichen Fehler eines jeden Genie, welche bei Ihnen nicht früh genug scheinen verbessert worden zu seyn. — — — Sie sind schon nahe beim Hafen, weil Sie die science du coeur so hoch schätzen.

Ich verlange von Ihnen, meo jure, denn ich sehe Sie für meinen Freund an, daß Sie alles, was Sie, nach Ihrer jetzigen Kenntniß von mir, Fehlerhaftes an mir finden, aufsuchen und mir melden. Ich habe leider viele Unarten, welche mir die sublime Glückseligkeit rauben, die ich sonst genießen würde. Vielleicht soll es so seyn, daß ich gedemüthigt werde, auf daß ich mir nichts darauf einbilde, daß ich manchmal Flügel der Morgenröthe nehme, und über

diese Welt hinausfliege. Wenn Sie sich auf solche Weise durch Tadeln um mich verdient gemacht haben, so will ich Sie dann auch durch allerlei Erinnerungen dafür belohnen.

Sie sorgen allzu zärtlich für meine Gesundheit. Ich zweifle, daß ich hypochondrisch sey. Schwach bin ich in der That, aber doch noch voll Leben. Ich liebe mehr die Aussichten in ein anderes, als in dieses Leben. Ich bin hier nur par devoir, nicht par inclination.

Die böse verstockte Welt meint, allem Ansehn nach, unter einem allzu moralischen Mann einen moralischen Pedanten, denn ich begreife nicht, wie man in einem andern Sinn allzumoralisch seyn könne. Ich hoffe auch, Sie werden das menschliche Geschlecht, zu welchem ich die Ehre habe zu gehören, viel zu gut kennen, als daß Sie mich für allzuweise oder allzutugendhaft halten sollten.

Ist es Ihnen so angenehm gewesen, daß ich sagte: wir dreschen meistens leeres Stroh? Ei seht mir doch! Wie gerne glauben Sie, was dem alten Adam schmeichelt. Wissen Sie,

oder merkten Sie nicht, daß das ein crüder Einfall von mir war, den ich zu einer Stunde hinsudelte, da ich nicht wol digerirt hatte? Wie könnte derjenige im Ernste glauben, wir dreschen leeres Stroh, der vom Menschen, seiner Bestimmung, seinen Verrichtungen auf dieser Welt so denkt wie ich? Der keine Gedanken, keine Handlung, ja keinen Augenblick der Dauer eines Menschen für eine Kleinigkeit hält?

Hat Sie nicht Shaftesbury überzeugt, daß wir alle schwermüthige, traurige, finstere Betrachtungen, alle dunkle, cimmerische, stygische Empfindungen, alles, was uns verstimmt und disharmonisch macht, wie unsre ärgsten Feinde bestreiten sollen? — Thue also das, so wirst du leben! Unsere Seele muß sich ihrer Kräfte bewußt seyn, wenn sie mit Muth agiren soll, wir müssen in helle Aussichten hinaussehen, wenn uns wohl seyn soll, wir müssen das menschliche Geschlecht von der schönen Seite ansehen, wenn wir ihm gewogen seyn sollen, wir müssen uns Gott als gut vorstellen, um ihn zu lieben, wir müssen mehr von Vollkommenheit über uns, als von Fehlern gerührt seyn, wenn wir uns verbessern sollen. Wider alle diese Regeln wird von den Moralisten oft gesündiget. Viele derselben scheinen

nicht zu wissen, daß Kleinmuth, Verachtung seiner selbst, Furcht, Angst, Traurigkeit, Zweifel und dergleichen, Gift für unsre Seele sind; und daher kommt es, daß die moralischen Arzneien, die sie uns verschreiben, zuweilen nicht viel mehr taugen als Sauerkraut für Fieber. Alle ihre Curen sind denn auch wie ihre Recepte.

Glauben Sie mir, daß mein Herz mit allen seinen Fehlern doch noch das Beste von mir ist; Sie dürfen viel Gutes von ihm denken, ohne sich zu betrügen. Was Sie mein Genie heißen, sind sehr reizbare Fibern, und eine daraus entspringende Lebhaftigkeit der Empfindungen und Imaginazion, Aktivität, Kühnheit, Neigung zum Wunderbaren, zum Ausschweifenden und dergleichen Zeug. Verdient das, daß man mich darum hochachte, oder daß ich mir selbst etwas darauf einbilde? Nein, gewiß nicht! Aber dafür danke ich Gott, als für eine große Gabe, daß ich von Jugend an die Wahrheit geliebet, und für das, was gut, recht und moralisch schön ist, sehr empfindlich gewesen. Dieses ist für mich sehr glücklich, aber da ich es, Gott Lob! mit vielen Tausenden gemein habe, ist es nichts Vorzügliches.

Meine Christlichen Empfindungen. — Machen Sie mich nicht von neuem zu einem Seraph, Heiligen oder Luftgeist; ich bin ganz und gar ein Mensch, und schäme mich dessen nicht im mindesten. Mit Grunde können Sie aus dieser Schrift nichts weiter schließen, als daß ich ein sehr empfindliches Herz, eine lebhafte Einbildungskraft, und eine aus Ueberzeugung entspringende Liebe zur Wahrheit habe.

Obereit *) — wird Ihnen wegen der Eremiten eine Lektion lesen. Er ist ein Mann von seltenen Talenten und von einem sehr guten und liebenswürdigen Herzen. Allein die mystischen Schriften und die Leben der Heiligen, die Theosophen, Poiret und dergl. haben seinem Geist eine ganz eigene Falte gegeben. Er ist ein Verehrer des Poiret im höchsten Grad, und doch hat er Leibnitz und Bilfinger und Wolf gelesen. Seine Wahrheitsliebe ist erstaunlich; sie hat ihn getrieben, eine unendliche Menge Bücher von allen Arten der Philosophen zu lesen, zu meditiren und zu prüfen. Er hat einen Universal-Geschmack, eine allgemeine Menschenliebe und einen Esprit

*) Mit welchem Zimmermann in seinem Werke von Einsamkeit so häufig und so heftig kämpfte.

de Syncretisme ohne gleichen; er kann die widersinnigsten Köpfe unter einen Hut bringen. Er hätte eines der größten Genies unserer Zeit werden können, er wird aber schwerlich etwas anders als ein Poiret oder gar ein Heiliger. Ich habe ihm schon oft entdeckt, daß ich auf Xenophons Menschen mehr halte, als auf alle Heilige der Römischen Kirche. Und doch liebt er mich, und macht sich gute Hoffnung von mir. — — Er ist ein Phänomenon, das gekannt zu werden verdient. Ich für meinen Theil liebe ihn von Herzen, obgleich unsere Köpfe sich wie Tag und Nacht gegen einander verhalten.

1757.

Ich will Ihnen sagen, wie es mit diesem Araspes (einer unreifen und unvollendeten Geburt) gegangen ist. Ich wollte, aus guten Gründen, der Erzählung des Xenophon in allen Stücken getreu bleiben. Ich mußte deswegen den Araspes in seiner Leidenschaft aufs Höchste steigen lassen, aber ich mußte ihn dennoch zu keinem muthwilligen Lovelace machen. Wie kam es denn so? Amphora coepit institui, vertente rota cur urceus exit? — Ich las eben um selbige Zeit wieder die Geschichte

der Klarissa; ich arbeitete in sehr ungleichen Dispositionen und in sehr unterbrochenen Zeiten. Ich wollte dem Arasambes Gelegenheit geben, viel schöne Sachen zu sagen; hiezu kam noch die Begierde, die so manchen Poeten schon verführt hat, meinem Hauptgemälde recht viel Force zu geben, und alles das zusammengenommen, machte, daß mein Araspes unvermerkt schlimmer wurde, als er seyn sollte, um Mitleiden zu verdienen. Ich merkte den Fehler erst, nachdem ich den ganzen dritten Theil abgeschrieben hatte und auf einmal überlas. — — Uebrigens war meine Intention nicht, den Araspes im fünften Theile als einen reuigen Sünder, sondern als einen Pazienten vorzustellen, — — und meine vornehmste Lehre sollte diese seyn: Man könne, Notabene in gewissen Fällen, der Gewalt der Liebe nur durch die Flucht entrinnen; item, amare et sapere vix Deo concessum esse.

---

1 7 5 8.

Ihre Abhandlung oder Rhapsodie vom Nazionalstolz muß Jedermann gefallen. Selbst die Philosophen müssen selbige, ungeachtet der cavalierischen Art, womit Sie philosophiren, mit Vergnügen lesen. Ich habe schon öfters

gewünscht, daß Jemand, der viel gelesen und einen philosophischen Blick hat, (denn die Esprits de détail taugen nichts zu dergleichen Arbeiten) eine aus Observazionen und Reflexionen zusammengesetzte Abhandlung machte von den Ideen, welche die verschiedenen Völker von jeher über Schönheit und Liebe gehabt haben. Sie wissen, wie fruchtbar dieses Sujet ist.

Malheureux que vous étes! Wie konnten Ihnen Ninon und die heilige Therese zugleich mißfallen! Ob ich gleich weder ein Heiliger, noch einer bin, der den Heiligen die Füße abbeißt, so kann ich es doch nicht leiden, daß Sie unbesonnen genug sind, eine Ninon mit einer Aspasia in Eine Klasse, und diese atheistische H**, die ein Schandfleck ihres Geschlechts ist, der unschuldigen, frommen und sublimen Theresia vorzuziehen. War Theresia eine Fanatique? eine Närrin? — Soit! aber war Ninon weniger Fanatique, obgleich von einer andern Art? Der Henker hole die Philosophie der Ninon: es ist keine Pecore, die nicht auf diese Art eine Philosophin seyn kann, wenn sie erst die Vorurtheile abgelegt hat, daß ein Gott sey, daß eine Vorsicht sey, daß die Welt nach Gesetzen und Absichten gouvernirt

werde, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen Recht und Unrecht sey und dergleichen. Man muß ein la Baumelle seyn, um dem schändlichen Charakter und Leben der Ninon ein so reizendes Kolorit zu geben, wie er gethan hat. Und worin besteht das Gute, wofür die Welt der Ninon verbunden ist? Lesen Sie einmal, mein Herr, die Briefe der Ninon an den St. Evremond, die in dessen Werke inserirt sind. Sie werden gewiß so wenig als ich, Witz, Natur und Grazie darinnen finden, wol aber etwas Preciöses und Affektirtes, das einer Leontium nicht wohl ansteht. Ein einziger Brief der Babet ist mehr werth als hundert von Ninon. Mich dünkt, der ganze Vorzug der Ninon vor andern gemeinen H** bestehe darin, daß sie das Herz gehabt, ein System ausfindig zu machen, nach dessen Grundsätzen ihre Laster keine Laster sind. —— Die Achtung, welche so viele gens d'esprit und grands hommes für Ninon gehabt haben, sind ein schlechter Beweis ihres Werths. Sie beweiset nichts, als daß nicht alle gens d' esprit und grands hommes in omni tempore et loco keusch sind. Genug von dieser Saloppe.

Sie scheinen sich das Sûjet von Schönheit und Liebe (par rapport aux divers

caractères des nations) noch nicht so groß vorgestellt zu haben, als es ist. Die Menschen empfinden die Liebe überaus ungleich, und noch ungleicher denken sie von ihr. Zu jenem gehört die Untersuchung, aus was für natürlichen Ursachen die mancherlei Gattungen der Liebe, z. E. die muntere und aufgeweckte, die gut humorisirte, die übelartige, schwermüthige, fanatische u. s. w. entspringen (der Einfluß des Klima würde hier ein hauptsächliches Princip seyn). Hier würden Sie unvermerkt auf die wahren Quellen des Fanatism und Mystizism und des prätendirten amour pur kommen: und wenn dieses letzte Sujet nur mit einer genugsam leichten Hand traktirt würde; so könnte gezeigt werden, daß die mystischen Ausschweifungen sehr begreifliche Ursachen haben, en dépit de votre confrére Obereit! Zu dem andern gehörten die verschiedenen Ideen und Systeme von der Liebe; die seltsamen Ideen der Griechen, Böozier und Spartaner z. E., der Ursprung der Vergötterung der Weiber und der Galanterie und dergleichen. Doch dieses alles nur ἐν παρόδῳ. Es wäre vielleicht am besten, wenn Sie zu einem solchen Werk mit Gelegenheit Kollektanea machten, und die Ausarbeitung dann mir überließen. Mich dünkt, Sie und ein jeder andre Medikus sind nicht metaphysisch genug zu einer solchen Entreprise.

Endlich, m. Fr., — ich habe eine kleine Liebschaft mit einem gewissen Mädchen, das mir schön und weise und gut, und was weiß ich, vorkommt. — Setzen Sie sich aber deshalb nicht in den Kopf, daß ich verliebt sey. Sie wissen wol, daß ein ehrlicher Mann, halb Philosoph und halb Dichter, ein artiges Mädchen ein wenig lieben kann, ohne daß ihm gleich der Kopf verdreht ist. Bringe ich doch auch in der Woche nur zwei Abende bei ihr zu. Sie müssen nämlich wissen, daß sie gut singt und eine sehr angenehme Stimme hat, und da lieben wir denn alle beide vielleicht mehr als recht ist, sie — zu singen, und ich, auf dem Klavier italienische Arien zu begleiten. So werden Sie mir denn den Umgang mit meiner Schönen leicht nachsehen, mögen Sie mich nun als einen jungen Sokrates (modernen versteht sich), oder als einen Dichter betrachten. Wahrhaftig, liebenswürdige Mädchen sind doch ein recht schöner Theil dieser Welt, was auch ihr Aerzte und Anatomen davon glauben möget, denn ihr seyd gewöhnlich im Punkte der Liebe ein wenig zu materialistisch, und wißt zu viel, um in Hinsicht auf das schöne Geschlecht so zarte Gedanken und so angenehme Thorheiten unterhalten zu können wie wir andern Künstler, die wir in der Natur nur das Schöne suchen, unaufhörlich darauf sinnen, ideale Schönheiten zu

schaffen, und uns dadurch angewöhnen, die ganze Welt und alle einzelne Wesen entweder in zu schönem oder zu schlechtem Lichte zu sehen. Uebrigens bedarf ich einiger Vergnügungen, die von Zeit zu Zeit meiner Seele und meinen Fibern wieder Ton geben, und verhindern, daß ich ein Hypochondrist, Misanthrop, Visionair u. s. w. werde, und dieser einzige Grund würde zu meiner Entschuldigung hinreichen, wenn die kleine Thorheit, ein schönes Mädchen zu lieben, einer Entschuldigung bedürfte.

Wer hat Ihnen gesagt, daß ich d'Alembert nicht kenne? und daß ich so beschränkten Geistes sey, nur Eine Art von Verdiensten schätzen zu können? Wer müßte ich denn seyn, wenn ich das eines so umfassenden, lichtvollen Geistes, eines so geistreichen Schriftstellers wie d'Alembert nicht zu schätzen wüßte? Wenn er bloßer Geometer wäre, so würde ich nicht genau wissen, was er unter den Geometern gälte, aber ich wüßte doch wenigstens, was ein Geometer überhaupt gilt.

Ich bin nicht so sehr Platoniker, als Sie glauben, mein Herr Doktor, ich fange mehr und mehr an, mich mit den Leuten dieser

Unterwelt vertraut zu machen. Um Ihnen mit wenig Worten Alles zu sagen: ich liebe das Schöne, das Gute, das Große, das Erhabne, das Angenehme, das Niedliche überall wo ich es finde. Ich liebe alle Arten von Vollkommenheiten in jedem Grade, ich achte alle Talente, alle Verdienste, alle Künste: ich liebe die menschliche Natur, und verachte keinen Menschen in dem Grade, daß ich seinem Guten nicht Gerechtigkeit sollte wiederfahren lassen. Ich muß Ihnen noch mehr sagen. Meine Moral hat nichts von dem, was ich die Kapuziner-Moral nenne. Mein Absehen ist auf den Charakter eines Virtuoso gerichtet, den Shaftesbury in seinen Schriften so bewundernswürdig gezeichnet hat. Noch bin ich weit davon entfernt, aber mein Absehen ist doch darauf gerichtet.

Ich kann nicht in alle Ideen Bodmers eingehen. Ich ereifre mich von Natur zu heftig über alles, was mir nicht in der Ordnung scheint; aber ich arbeite daran, meiner Leidenschaften Herr zu werden, und ich wünschte, daß ich Uz nicht so hart behandelt hätte. Ich liebe Prior und Gay, obgleich beide oft ziemliche Schelme sind; ich würde Uz lieben, wie ich Hagedorn liebe wenn er, wie dieser, die Achtung aller Weisen verdiente. Ich vermenge die Weisheit nicht mit dem Murrsinn (l'austerité),

und bin gar nicht für die Schriftsteller, die uns nöthigen wollen, eine so häßliche und widerwärtige Tugend zu lieben, wie die, welche sie malen. Ich glaube wie Sie, daß der Weise alle seine innern und äußern Sinne ausbildet, alle seine Vermögen übt, seines ganzen Wesens genießt; und daß ein solcher allein die Kunst zu leben versteht.

Ich fürchte in der That, in dem, was man Platonismus nennt, zu weit gehen zu können. Vollkommen erkenne ich alle vorigen Verirrungen meines Geistes und Herzens. Vermengen Sie aber nicht das schöne Ideal der Maler und Dichter, worüber Cicero so gut spricht, mit jenem Platonismus oder philosophischen Fanatismus, von dem Sie mich mit so viel Vernunft ablenken. Ohne jenes schöne Ideal kein Correggio, kein Rafael, kein Thomson, kein Leonidas, keine Alzire.

D'Alemberts Abhandlung über die gens de lettres hat mich ungemein erfreut. Das ist ein Schriftsteller nach meinem Herzen. Ich wünsche, daß die Geometrie ihm Zeit genug lasse, um sich dem Publikum als Philosoph mitzutheilen. Schreiben Sie mir doch gefälligst

die Titel von den Werken des Präsidenten Henaut, und wenn Sie ein Stündchen Muße haben, Ihre Gedanken über Voltaire und Maupertuis. Erfahren Sie, daß ich aus Young, als Verfasser der Nachtgedanken, wenig mache, noch weniger aus ihm als Verfasser des Centauren, und daß ich seine Tragödien von ganzem Herzen verabscheue. Ich halte ihn für ein außerordentliches Genie, er hat Geist wie ein Teufel, glücklicher Weise war er ein passabel guter Mensch und Theolog, aber sein Geschmack in der Poesie ist schlecht, und die meisten seiner Werke von der Art, daß sie den Leuten die Köpfe verdrehen, und den Geschmack junger Schriftsteller verderben können. Ein Mensch, der von Jugend auf nichts gelesen hätte als Xenophon, Euripides, Virgil, Horaz und Terenz, diese fünf, die ich für die Ersten halte in der Kunst zu schreiben, d. i. entweder den Geist auf angenehme Weise zu belehren, oder die Natur zu malen, oder — wie ein Zauberer — das Herz zu bewegen, ein solcher würde nicht ein Wort in Youngs Werken verstehen, und wenn er es mit unendlicher Mühe zum Verstehen gebracht hätte, würde er sie verabscheuen. Es ist ein Unglück für einen Mann von Geist, der sich für einen guten Schriftsteller hält, wenn er Räthsel schreibt. — Es gab eine Zeit, wo Young mich entzückte.

Diese Zeit ist vorbei. Ich liebe die Feenmährchen nicht mehr, ich finde kein Vergnügen mehr an dem Leben der heiligen Therese, ich habe keine Lust mehr, vor der Zeit in die unsichtbaren Sphären zu reisen, ich verlange nicht mehr, daß jeder Mensch ein Cato seyn solle, und gebe mich nicht mehr damit ab, junge Mädchen in den Mysterien der Platonischen Philosophie zu unterrichten. Sehen Sie da eine Menge von Veränderungen, die aber alle eine nach der andern fast unmerklich herbeigeführt worden sind.

Ihre Gedanken über Voltaire stimmen völlig mit den meinigen überein. Ich ärgere mich, diesen Menschen, den ich bewundre, nicht lieben zu können. Aus seiner Prosa mache ich nicht so viel wie aus seinen Versen. Er spricht zu oft als witziger Kopf, wo er als Philosoph reden sollte, und als unverschämter Sophist, wo er den aufgeklärten Mann spielen will. Die meisten seiner Tragödien aber, selbst seine Spielereien, seine Nichts haben Reiz für mich. Bodmer und Breitinger achten ihn sehr als Dichter und als witzigen Kopf. In meinen Augen ist er durch vielerlei herabgesetzt worden, unter andern durch seine impertinente Art von Shakespeare zu reden. Sie kennen ohne

Zweifel diesen außerordentlichen Menschen durch seine Schriften. Ich liebe ihn mit allen seinen Fehlern. Er ist fast einzig darin, die Menschen, die Sitten, die Leidenschaften nach der Natur zu malen; er hat das köstliche Talent, die Natur zu verschönern, ohne daß sie ihre Verhältnisse verlöre. Seine Fruchtbarkeit ist unerschöpflich. Er scheint nie etwas anders studirt zu haben als die Natur; ist bald der Michel-Angelo, bald der Correggio der Dichter. Wo fände man mehr kühne und doch richtige Entwürfe (conceptions), mehr neue, schöne, erhabene, treffende Gedanken, mehr lebendige, glückliche, beseelte Ausdrücke als bei diesem unvergleichlichen Genie? Zum Geier mit dem, der einem Genie von solchem Range Regelmäßigkeit wünscht, und der vor seinen Schönheiten die Augen zuschließt, oder keine Augen dafür hat, blos weil es nicht die sind, welche das kläglichste Stück von Prodon in weit höherem Grade besitzt, als der Cid.

Ich werde Ihnen den verlangten Auszug aus dem St. Augustin machen. Sie werden aber nicht finden, was Sie vermuthlich darin suchen. Augustinus ist einer der größten Antipoden der gesunden Vernunft und der Philosophie, die jemals gewesen. Wovon kann

ein Mensch vernünftig schreiben, der nicht denken kann? — — — der heilige Hieronymus ist ein noch zehnmal ärgerer Sünder als der Herr Bischof von Hippo. Er war selbst lange Zeit ein Eremit, und bildete sich ein, der Mönchs- und Nonnenstand sey der Stand der Engel.

Es ist ein Nachtheil, daß zu den Zeiten der Anachoreten kein Philosoph gewesen ist, der ihre Historie geschrieben hat. Man hat nichts als unzuverlässige und fanatische Tradizionen von ihnen.

So zweifelhaft Ihnen mein Platonismus in der Liebe scheint, so werden Sie mir doch diese idealische Gunst erlauben. Sie umfassen die Juno, und ich nur die Wolke. Wissen Sie indessen, daß ich über die Liebe mehr ein Sokratiker als ein Platonicier bin. Plato war einst mein Liebling, jetzt ist es Xenophon. Und doch nennt selbst Plato den Anakreon weise, der doch, wie Sie wissen, nicht nur das artige Mädchen, das er malt, sondern alle Mädchen liebte, und zwar nicht mit der transscendentalischen Liebe eines irrenden Ritters oder eines Mystikers in der Liebe, sondern eben so, wie man in der goldenen Zeit

geliebt haben soll. Aergern Sie sich ein wenig an mir, Herr Doktor? Aber habe ich Ihnen denn nicht gesagt, daß die meisten Ausdünstungen meiner Seele nur aus der Oberfläche kommen? Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich einen ausschweifenden Kopf habe. Was mein Herz betrifft, so ist es ein seltsam Gemisch von Größe und Schwäche. Dazu kommt noch, daß ich ein Humorist bin, aber, dem Himmel sey es gedankt! nicht so sehr wie Sie. Alles das macht einen sehr ungleichen Menschen aus mir. Und dennoch habe ich, seitdem ich empfinden und denken kann, (und beides konnte ich früh) zwei Gottheiten über alles angebetet und geliebet, und würde sie angebetet und geliebet haben, wenn ich auch niemand, weder vor mir noch neben mir, zum Beispiel gehabt hätte. Es sind Wahrheit und Tugend. Wollte Gott! ich hätte die wahrhaft göttliche Wonne, mir selbst sagen zu können, daß ich ihnen nie ungetreu gewesen. — Wie bin ich in diesen ernsthaften Ton gerathen? Es ist Zeit, daß ich aufhöre.

Wenn Sie wenig Bücher haben, so trösten Sie sich mit mir: denn Sie haben gewiß mehr als ich. Und doch lese ich auch diese nicht alle. Es sind nur wenige auserlesene, die mir, wie

das Brod, auch nicht verleiden, wenn mir alle andern Seelenspeisen ekelhaft sind. Unter diesen sind Xenophon, Plutarch, Horaz und Shaftesbury. Hobbes las niemand als den Homer, Thucydides und Virgil. Ich habe die meisten Originale von denen gelesen, die wirklich große oder schöne Geister zu heißen verdienen. Ich habe so viel gelesen, daß ich satt oder vielmehr ekel geworden bin. Ratclif muß ein sehr weiser Mann gewesen seyn, weil er aus so vielen Millionen von Büchern gerade den Don Quixotte zu seinem Leibautor gewählt hatte. Wehe dem Skribenten, der für alle Menschen und für alle Zeiten schreibt, und, wofern ihm die Wahl gelassen würde, nicht lieber die ländliche Retraite des Horaz, als die königliche Bibliothek zu Paris oder den Vatikan zu seinem Laboratorio machte!

Was Shaftesbury zur Messiade gesagt hätte? O, das steht ja ganz deutlich im Advice to an Author! Ein Dichter ist ein schlauer Kopf, wenn er sich ein Sujet außerhalb der menschlichen Sphäre wählt. Wer kann ihn da zur Rechenschaft ziehen? Wo ist der Maasstab, wonach man die Regularität und Proporzionen seiner poetischen Geschöpfe messen kann? Wer kann sagen, ob ein Engel recht geschildert sey?

Haben Sie die Basiliade wirklich nicht gelesen? Soll ich Ihnen den ersten Theil dieses Buchs schicken? Es ist eine Art von Histoire des Severambes oder Utopia, aber die Ausführung macht es neu. Es enthält eine severe Kritik der Civil- und Staatsgesetze aller polizirten Nazionen. Der Autor gibt seinem Volke nichts als die natürliche Religion und eine mit den Gesetzen der Natur harmonische Unschuld und Güte. — — Es ist gut, wenn man uns lebhafte Gemälde von der Seligkeit macht, welche wir genießen würden, wenn wir der Stimme der Natur und den Vorschriften der gesunden Vernunft gemäß lebten. Es ist nicht minder gut, und in vielen égards heilsam, wenn von Zeit zu Zeit Schriftsteller auftreten, die alle Vorurtheile choquiren, ob es gleich Vorurtheile gibt, die man überhaupt menagiren soll. Die Freiheit der Philosophen und Schriftsteller muß uneingeschränkt seyn, wenn sie nur die allgemeinen Grundsätze der Religion und Moral, worin alle Völker von jeher übereingestimmt, ungekränkt lassen. Die Wahrheit, sagt unser Shaftesbury, gewinnt durch die Untersuchung, durch den Zweifel, und selbst durch den Scherz.

— — Ob der Verfasser der Lettres persannes auch der Verfasser der Basiliade ist? — Herr Haller möchte vielleicht, daß Mon-

tesquieu auch die Lettres persannes und den Temple de Gnide nicht geschrieben hätte. Aber er hat sie nun einmal geschrieben, so gut als Diderot die Bijoux indiscrets.

Wenn ich Sie nicht kennte, so würde ich besorgen, daß die Mystici Ihrer Vernunft eine gefährliche Diversion machen möchten. Gefällt Ihnen Hieronymus schon so sehr, der doch von den ächtesten Mysticis für einen bloßen Schwätzer gehalten wird, wie würden Ihnen erst die wirklichen Heiligen, wie würde Ihnen ein Lopez, ein Johannes a Couce, wie würde Ihnen ein so überirdischer Philosoph wie Poiret gefallen? Diese sonderbare Art von Menschen sind Niemandem gefährlicher als solchen Leutlein wie Sie und ich. Verlangen Sie eine Probe? Der arme Hieronymus allein ist schon im Stande gewesen, Sie sagen zu machen: „Es ist besser, seinen Rang im Himmel zu suchen, als auf der Erde; ein einfältiger Christ vor Gott ist besser als ein erhabener Philosoph vor den Menschen.“ Was wollen diese schönen Sprüchlein sagen? Was ist die Erde im Gegensatz mit dem Himmel? Was sind Menschen im Gegensatz mit Gott? Entweder sagen diese Sentenzen etwas Falsches, oder sie sagen gar nichts. Der wahre Rang auf Erden ist vom Rang im Himmel

nicht unterschieden. Kato auf Erden ist eben das, was Kato im Himmel, denn sein wahrer Rang dependirt nicht von der Caprice des Pöbels. Es ist keine Frage, ob ein einfältiger Christ vor Gott besser sey, als ein Philosoph vor den Menschen, sondern ob nicht ein wahrer Philosoph, ein Sokrates, ein Epaminondas in den Augen Gottes ein vortrefflicheres Geschöpf sey, als ein einfältiger Christ? Und wenn Sie schon so mystisch sind, diese Frage mit Nein zu beantworten, so sehen Sie sich vor, mein lieber Freund.

Es ist mir recht lieb, daß Sie die christlichen Heiligen, die Einsiedler und die erhaben schwärmenden Seelen, die nach einer wesentlichen Vereinigung mit Gott streben, durch sich selbst und von der guten Seite kennen lernen, ob ich gleich aus Erfahrung weiß, wie gefährlich die sublime und angenehme Schwärmerei ist, in welche sie uns setzen können. Ich weiß aber auch ein kräftiges Gegenmittel. Wenn Sie das Leben der Heiligen gelesen haben, so lesen Sie nur ein Paar Tage darauf im Plutarch. Sie werden dann bald verspüren, daß eine Art von Scheidung in Ihnen vorgeht, daß das Subtilste der Schwärmerei in Rauch fortgeht, das Gröbste zu Grund sinkt, und das

Aechte und Wahre lauter und unvermischt zurückbleibt. Auch der Don Quixotte ist ein gutes Spezifikum gegen dergleichen Seelenfieber.

Es ist einem männlichen Geist nicht anständig, den Launen so sehr unterworfen zu seyn, und bald wie ein Diderot, bald wie eine alte Frau zu denken. Allein bei Ihnen und mir wird sich mit der Zeit alles setzen, ob wir gleich unglückselige Mitteldinger von Größe und Kleinheit sind.

Ich ziehe die edle Simplicität selbst in der Poesie dem blühenden und bunten Styl vor, den ich ehmals liebte. Theages gefällt mir nur, weil er mir etwas von dieser schönen Einfalt und Leichtigkeit zu haben scheint, welche das wahre Sublime in Werken des Geistes und Geschmackes ausmachen. Er gefällt mir aber aus eben diesem Grunde nicht ganz. Sie haben vollkommen Recht, wenn Sie urtheilen, meine prosaischen Schriften (zu welchen aber die Empfindungen eines Christen nicht gehören) haben zu viel Poetisches. Dieses ist ein Fehler, den man beinahe unter allen bösen Autor-Gewohnheiten am spätesten ablegt. — Was ich jetzt für Ideen von der schönen Schreibart habe?

Ein Virgilischer Xenophon zu seyn, ist diesfalls alles, was ich wünsche.

Ehmals habe ich öfters gewünscht, mit jungen Kindern eine Probe der Edukazion zu machen. Zuweilen habe ich gewünscht, einen Prinzen zu erziehen. Jetzt hat mich die Erfahrung vieles gelehrt, das ich vor fünf Jahren nicht wußte. Ich habe genug mit mir selbst zu thun.

1759.

Den 1. Febr.

Zu einer Zeit, da Sie den tiefsinnigsten Spekulazionen nachhängen, und zwölf verschiedene Arbeiten auf einmal zu Stande bringen, amüsire ich mich bald mit Zeichnen, bald mit Musiziren; ich mache Besuche und habe Besuche; ich lese den Ariosto, ich spiele; bald würden Sie mich in Gesellschaft etlicher veralteter Weiber, bald unter Knaben und Mädchen, bald bei Philosophen, und bald bei Kaufleuten und Idioten finden. — Ich vertröste mich auf bessere Zeiten, und mache mir Projekte für die ruhigen und müßigen Tage, die ich nun bald in den geliebten Gegenden, wo ich geboren bin, zu leben hoffe.

Ich habe eine besondere Entdeckung gemacht. Kennen Sie das Buch de l'Esprit? Ich finde eine ungemeine Aehnlichkeit zwischen Ihrem Esprit und des Helvetius seinem; die Freigeisterei ausgenommen, von welcher Sie frei sind, habe ich nie zwei ähnlichere Geister gefunden, als Sie beide.

Den 20. März.

Wenn ich nicht impertinenter Urtheile so gewohnt wäre, so müßte ich mich ärgern, daß irgend ein ehrbarer Mann mich der Insektenmäßigen Kleinheit fähig halten kann, der Waffenträger eines Chef de Secte oder irgend etwas dergleichen zu seyn. Weil ich die Ehre habe, mit Herrn Bodmer in vertrauter Liaison zu stehen, so muß ich ein Bodmerianus, und weil ich Hexameter gemacht habe, ein Hexametrist heißen, und mir Thorheiten aufbürden lassen, an denen ich eben so viel Schuld habe, als an den Fehlern des Gouvernements zu Marocco. Ich weiß sehr wol, daß man sich zu * und andrer Orten, theils sehr niederträchtige, theils hyperboräische Begriffe von mir macht. Allein ich muß Geduld haben. Ich erscheine noch in einem falschen Licht, und werde von einigen Objekten verdunkelt, die neben und vor mir

stehen. Cela passera. Wenn nur Sie und Ihres gleichen mich kennen, so bin ich zufrieden; aber diese Stunde ist auch noch nicht gekommen.

Den 27. März.

Ich fange an, aus einer Art von Lethargie zu erwachen, ich fühle mich, werde mich nach und nach wieder gewöhnen, zu denken, und alles dies verdanke ich Ihnen. Ach, wüßten Sie, wie ich Sie liebe! — — Ich werde Sie zu Ostern besuchen, und denke, vier bis fünf Tage bei Ihnen zu bleiben, bitte aber Ihre liebenswürdige Hälfte, mich als Freund zu behandeln, als einen mäßigen Menschen, einen großen Feind großer Mahlzeiten, der einer artigen Frau gegenüber mehr mit den Augen als mit den Zähnen ißt. Sie werden aber wohl thun, einige Flaschen guten Wein anzuschaffen, denn ich bin ein großer Liebhaber der Sokratischen thauenden Becher; ich trinke nur sehr wenig Wein.

Den 6. April.

Habe ich mich denn je für einen Feind des Witzes erklärt? Ich erinnere mich nicht. Es giebt indeß einige Arten von Witz, die ich nicht

liebe, z. B. den Witz in Fontenelle's Dialogen und in Voltaire's Candide.

Bodmer macht Tragödien über Tragödien. Er hat uns die Nachahmung eines italienischen Stückes gegeben, Ulisse il Giovine. Ulysses, von Apollo getäuscht, tödtet seinen Sohn und heirathet seine Tochter, ohne es zu wissen, und nachdem er sich die Strafe des Oedipus zugefügt, wird er durch einen Feldherrn Samgar zur wahren Religion bekehrt. Das Ganze schließt sehr christlich mit der Erscheinung eines Engels. Er begnügt sich, seine Stücke überall vorzulesen, herausgegeben werden sie wol nicht. Er scheint auch Lust zu haben, eine schöne Tragödie aus der Opferung Isaaks zu machen. Unsere Urtheile hierüber weichen ein wenig von einander ab, und ich nehme mir die Freiheit, zu sagen, was ich denke; man verweist mich aber an die Franzosen und an das Pariser Parterre. Um den Leuten zu gefallen, sagt man, würde man Gottlosigkeiten, Possen, Dinge, welche der Verderbniß der Welt schmeicheln, schreiben müssen; man muß aber nicht gefallen, muß nicht die Leidenschaften erregen, muß seine Helden nicht die Sprache vernünftiger Leute reden lassen, man muß predigen und einschläfern. Nun, so sey es denn!

Den 26. April.

Ich mache mir starke Vorwürfe, daß ich von Breitinger nicht mit so vieler Hochachtung, nicht mit so vieler Liebe, als ich wirklich für ihn habe, gesprochen. Wenigstens sagte ich nicht genug von allem, was ich ihm zu danken habe. Er ist mein wahrer Freund, und er verdiente meine Hochachtung, wenn er auch nicht so viel gethan hätte, meine Liebe zu verdienen. Er heget für Sie eine wahre und lebhafte Hochachtung, und ist unendlich für mich erfreut, daß Sie so sehr mein Freund sind.

Von Bodmer wollen wir nicht weiter sprechen. Er hat Verdienste, hat Tugenden, und ist mein Wohlthäter gewesen. Diese Betrachtungen müssen in Ansehung seiner alles überwiegen. Ich lasse Sie im Innersten meiner Seele lesen, denn Sie sind mein anderes Ich. Vergeben wir dem guten Greise, daß er der Natur zum Trotz ein Dichter seyn will, und lassen wir seinen Absichten, seinem Charakter, seinem wirklichen Verdienst Gerechtigkeit wiederfahren. Ich befinde mich hinsichtlich seiner in einer sehr delikaten Lage, und wenn mir die gemessenste Klugheit nicht zu Hülfe kommt, so sehe ich wol, daß die Geradheit und Güte meines Herzens mir bei ihm nichts helfen werden. Er ist ein gar sonderbarer Mensch! Ich werde

mich nach und nach so zeigen, wie ich bin; der Schleier wird fallen, der Fanatiker, der Bodmerianer werden zu dem werden, was aus allen Phantomen wird; ich werde aber Rücksichten gegen Bodmer beweisen; und die Vernünftigen werden dabei auf meine Beweggründe Rücksicht nehmen. Dies ist ungefähr mein System hierüber.

Plötzlich werde ich aus der Wolke, die mich deckt, nicht hervortreten. Das Ausschweifende, zu heftige Bewegungen zu vermeiden, meine Einbildungskraft zu bemeistern, und mich eben so nach der Klugheit als nach höheren Rücksichten zu regeln, — das wird meine größte Sorge seyn. Ich sehe es ein, daß ich als ein wunderbarer, unbegreiflicher, räthselhafter, fanatischer Mensch in den Augen der einen, als ein Heuchler in den Augen der andern, inkonsequent bei schwerfälligen Geistern, mondsüchtig bei den Weltleuten, ein Poet bei den Philosophen, ein Philosoph bei den Poeten, oberflächlich bei den Pedanten, lächerlich, vielleicht gar verächtlich bei mittelmäßigen Geistern, und was weiß ich was alles habe erscheinen müssen. Man hat mich für alles genommen, was ich nicht bin, hat mich angedichteter Fehler wegen verdammt, und angedichteter Vollkommenheiten wegen gerühmt. Sie kennen mich; ich begnüge mich aber nicht mehr mit diesem Vortheil. Mich

verlangt nach dem Beifall aller Weisen und Tugendhaften, und ich werde streben ihn zu verdienen. Ich sehe alle meine Verirrungen, — ich werde sie vermeiden; ich habe Erfahrungen gemacht, ich werde sie nützen; ich kenne mich genau genug, um mißtrauisch gegen meine Schwächen zu seyn, und um das, was ich von Talent und Tugend habe, geltend zu machen; ich kenne auch die Menschen genug, um eine weder zu gute, noch zu schlimme Meinung von ihnen zu haben. Studiren werde ich die große Maxime des Horaz: Tugend ist's, die Laster zu fliehn. Immer habe ich leidenschaftlich das Wahre, Gute und Schöne geliebt; ich werde alle Kraft anwenden, um zu werden was ich geliebt habe. Kurz — denn ich spreche mit Doktor Zimmermann — ich habe 25 Jahre hinter mir.

Wie viel Zeug habe ich da geschwatzt! — Ich wollte Ihnen eine kleine Probe geben, was Ihr Lob, Ihr Beifall bei mir für Wirkung thut. Sie haben gesehen, was ich werden kann, Sie haben mir auf eine höfliche Art gesagt, was ich noch nicht bin. Ihre Superlativi haben mich in die Erkenntniß aller meiner Mängel, Unvollkommenheiten und Thorheiten geführt, und ich habe gute Hoffnung noch vor meinem großen Stufenjahre zu wissen was Sokrates wußte.

Den 4. Mai.

Herr Fellenberg hat die Menschen noch nicht genug studirt, wenn ihn meine Flüge im Aether zweifeln gemacht haben, ob ich auch auf der Erde wandeln könne. Ein verliebtes Madrigal an ein junges Mädchen, die Apologie für den Sokrates, das allersimpelste, und der Phädrus, das allererhabenste Stück des Alterthums sind alle drei vom Platon.

So ungleich ihr Freund sich selbst scheint, so viel Analogie und Zusammenhang würden Sie in allen Entwickelungen, Ausschweifungen, Sprüngen, Flügen und Metamorphosen seines Geistes finden, wenn Sie eine chronologische Geschichte desselben vor sich hätten. Wissen Sie, auf was für einen Einfall Sie mich gebracht haben? Ich habe keine Lust die Werke meiner ersten Jugend zu agnosciren und in die Welt zu setzen; ich überlasse sie ihrem Schicksal. Aber ich habe hingegen Lust an irgend einen Freund einen Brief zu schreiben, und ihm darin die Ursachen zu melden, warum ich ein so strenger Vater gegen meine ersten Kinder bin. Hier würde die kritische Geschichte meines Geistes, meines Geschmacks, meiner Schriften u. s. w. am besten angebracht werden können.

Ich bin allezeit derjenige gewesen, der unter allen billigen Lesern am strengsten von meinen gedruckten Werken geurtheilt hat. Ich messe sie nach der Idee, die ich davon habe, wie sie hätten seyn sollen.

6.

Wie so ganz anders ist der Wieland von 1759 gegen den von 1754 und zum Theil auch von 1755! Gewiß, die Veränderung ist groß; aber doch so groß nicht, als sie auf den ersten Anblick scheint, und als sie ihm selbst anfänglich scheinen mußte. Wie der pietistische Wieland aus der ersten Zeit von Klosterbergen dem fanatischen, der aus Bodmers Hause ging, so ähnlich sieht der Wieland aus der letzten Zeit von Klosterbergen und Tübingen dem von 1759. Würde der Klosterbergische Wieland mit unsäglichem Seelen-Kampfe sich hinübergearbeitet haben zu dem Tübingischen Sokratiker, wenn nicht seine Natur es gefodert hätte? Sein Zürichscher Fanatismus war nur ein Rückfall in seinen alten Pietismus; im Jahre 1759 hatte er sich also eigentlich nur zu seiner wahren Natur zurückgefunden, sobald er den alten Freund von Erfurt, seinen Don Quixotte,

wieder erblickt hatte. Giebt es zwischen dem Wieland in Tübingen und dem jetzigen ja einen Unterschied, so ist es doch kein anderer als der, den gereiftere Jahre, größere Erfahrung, genauere Selbstkenntniß und umsichtigere Beurtheilung der Menschen und der Verhältnisse des Lebens natürlicher Weise hervorbringen. Worüber Wieland sonst nur seinem Gefühl hatte vertrauen können, darüber hatte er jetzt größere Einsicht gewonnen, wozu, nächst der aufgehobenen Beschränkung seines Umgangs, die Wendung, welche damals die Literatur nahm, ihm vorzüglich beförderlich war. So sehen wir denn, was Lessingen zu der Hoffnung berechtigte, die er von Wieland, bei Gelegenheit des Trauerspiels Lady Johanna Gray, aussprach, welches das erste Werk war, so von Wieland, nach seinem Uebergange von einem nur unmerklich angenommenen Wesen zu seiner eigenthümlichen Natur, erschien. Im Jahre 1757 hatte er dieses, sein erstes dramatisches Werk, — von welchem auch angemerkt werden muß, daß es das erste teutsche in fünffüßigen Jamben geschriebene ist *) — angefangen, aber

*) Brawe's Brutus, wenn auch gleichzeitig geschrieben, erschien doch erst zehn Jahre später. Gleichzeitig ist indeß auch ein Trauerspiel von Schlegel in fünffüßigen Jamben.

wieder liegen lassen. Im nächsten Jahre aber kam, durch den (siebenjährigen) Krieg aus Teutschland vertrieben, die Ackermannische Schauspielergesellschaft nach Zürich, und Wieland, welcher das Theater nie versäumte, wurde von den Darstellungen der Madame Ackermann so ergriffen, daß er mit neuem Eifer an die Ausarbeitung seiner Johanna ging, um sie von dieser trefflichen Künstlerin noch dargestellt zu sehen. Eben deshalb hatte er zur Ausarbeitung nicht mehr als fünf Wochen Zeit, das Stück wurde dann sogleich gedruckt, und am 20. Julius 1758 zu Winterthur zum Erstenmale aufgeführt, *) wo es, so wie nachmals auf andern teutschen Bühnen, einen ungemeinen Beifall erhielt. Die Eile, womit das Stück ausgearbeitet werden

---

*) Diese Nachrichten enthält ein Brief Wielands an Zimmermann in Geßners Sammlung Bd. 1. S. 204 fgg., datirt vom 14. Jul. 1756. Dieser Brief gehört indeß ohne Zweifel unter die vom Jahre 1758. denn 1) in diesem Jahre war die Ackermannische Gesellschaft zu Zürich, — s. Chronologie des teutschen Theaters S. 200. — 2) die Angabe Wielands in seinem Vorberichte von 1762 widerspricht dem obigen Datum, — vgl. Wielands Werke Bd. 26. S. 175. — und 3) Johanna Gray ist i. J. 1758 erschienen. Mithin muß das bei jenem Brief angegebene Jahr unrichtig seyn, auf welche Weise auch der Irrthum entstanden seyn möge.

mußte, war vielleicht eine Ursache, warum Wieland den Engländer Nicholas Rowe, der dasselbe Sujet für die tragische Bühne bearbeitet hatte, ein wenig auffallend benutzte, vielleicht aber wäre dies auch bei größerer Muse geschehen, weil ihm noch von Bodmer her anhängen konnte, daß solch eine Plünderung keine Sünde, vielmehr ein Verdienst sey; genug, Lessing entdeckte den poetischen Raub, und rügte auf etwas empfindliche Weise, nicht die Benutzung, sondern die Verschweigung des Vorgängers, war aber übrigens weit entfernt von einer Ungerechtigkeit gegen Wielands Verdienst. Aufrichtig freute er sich, daß Wieland „die ätherischen Sphären verlassen habe, und wieder unter den Menschenkindern wandle,“ unter denen er freilich noch nicht ganz heimisch sey, wie man besonders daraus sehe, daß er lauter gute Charaktere aufgestellt habe. „Der Mann, — fügte er aber hinzu — der sich so lange unter lauter Cherubim und Seraphim aufgehalten, hat den gutherzigen Fehler, auch unter uns schwachen Sterblichen eine Menge Cherubim und Seraphim, besonders weiblichen Geschlechts, zu finden. Lassen Sie das aber gut seyn; wenn Herr Wieland wieder lange genug wird unter den Menschen gewesen seyn, so wird sich dieser Fehler seines Gesichts schon verlieren. Er wird die Menschen in ihrer wahren Gestalt wieder

erblicken, und alsdenn, wenn er diese innere Mischung des Guten und Bösen wird erkannt, wird studirt haben, alsdenn geben Sie Acht, was — er uns liefern wird.“

Wieland war nun hiezu bereits auf dem besten Wege, und wenn es irgend einer Förderung auf demselben noch bedurft hätte, so hätte er sie in den Werken gefunden, die er jetzt unternahm, und in zwei verschiedenen Geistern, die ihm dabei stets zur Seite standen, dem Geiste Xenophons und Lucians.

Die Muse des epischen Gesanges kehrte zu ihm zurück, und unabhängig von allem fremden Ansehn und Einfluß, wie er jetzt war, wählte er sich einen Helden nach seinem Geist und Herzen, den Xenophontischen Cyrus. Dieser menschliche Held sollte ihm der Held eines auch eigentlich menschlichen Heldengedichtes werden, das er in 18 Gesängen ausführen wollte. Nicht blos darein setzte er aber das Menschliche dieses Gedichts, daß er, dem Beispiele Glovers im Leonidas folgend, sich jenes Wunderbaren, das aus dem Gebrauche der sogenannten Maschinen, ein- und mitwirkender höherer Wesen, entspringt, beinahe gänzlich enthielt, — für welches Verfahren Diderot in seinen Abhandlungen über dramatische Poesie die Rechtfertigung geliefert hatte, — sondern auch darein, daß er in Schilderung von Charakteren und

Sitten sich an die Natur und das Leben hielt, und endlich und hauptsächlich an das Ideal seines Helden. Durfte er in sonst nichts seine Vorgänger zu übertreffen hoffen, so hoffte er es doch in der Größe des Helden und der Handlung. Nicht sollte der Held kühner als Achilles, klüger als Odysseus, weiser als Bouillon, großmüthiger als Leonidas seyn, der Dichter aber hoffte, ohne die Wahrscheinlichkeit zu verletzen, die Tugenden jener in seinem Helden zu vereinigen, und ihn alsdann in dem schönsten und mannichfaltigsten Lichte als Fürsten, Feldherrn, Gesetzgeber, und als den besten der Menschen und Könige zu zeigen. Kein Zweifel, daß ihm bei dem Entwurf seines Ideals zugleich der größte König des vorigen Jahrhunderts vorschwebte, der, eben damals im Kampfe gegen halb Europa begriffen, ein so seltnes Genie, so viele Größe des Geistes, so überwiegende Weisheit bewies, daß selbst seine Feinde seine Bewunderer seyn mußten.

Mit Erfindung und Anordnung war er im Allgemeinen fertig, als er mit großer Verschwiegenheit zu Anfange des Jahres 1758 an die Ausführung dieses ersten seiner Werke ging, zu welchem er keine Muse außer ihm gehabt hatte. Die Hälfte des ersten Gesanges war schon gemacht, ehe seine Vertrautesten nur wußten, daß er damit umgehe, ein solches Werk

zu unternehmen. Je sehnlicher sein Wunsch war, mit den vorzüglichsten seiner Vorgänger zu wetteifern, desto größer fand er die Schwierigkeiten, auf die er stieß; mit den Schwierigkeiten wuchs aber auch sein Eifer, sie zu besiegen. „Sie können sich nicht vorstellen, schrieb er an Zimmermann, wie viel Mühe mir der Styl und die Versifikazion bei meinem Cyrus machen. Die Kinder des Geistes werden schnell und mit Vergnügen gezeuget; aber dann folget viel Mühe und Arbeit, sie zu bilden, zu poliren und zur Reife zu bringen. Von dieser Mühe habe ich auf meine ehemaligen Werke sehr wenig verwandt. Aber Cyrus soll so vollkommen werden, als ich ihn machen kann."

Diese Schwierigkeiten waren indeß nicht die einzigen, auf die er stieß; er fand noch andere, sehr bedeutende. „Ich kann mich, schreibt er, nicht entbrechen, zu fürchten, daß ich eine Entreprise gewagt habe, die ich nicht werde ausführen können. Ich bin allzuweit unter einem Helden, um einen Helden würdig und nach dem Leben schildern zu können." Ein andermal versichert er, es könne dem König von Preußen nicht mehr Mühe kosten, eine wirkliche Schlacht zu gewinnen, als ihm eine blos erdichtete. Zwar nicht völlig so große, aber doch auch Schwierigkeiten verursachten ihm der Gesetzgeber und Regent; allein dies alles konnte ihn

nur auf Augenblicke muthlos machen, und hatte nur die Wirkung, daß er mit weniger Eile und größerer Umsicht zu Werke ging. Dem Mangel, den er fühlte, suchte er abzuhelfen, und er beschäftigte sich deshalb in dieser Zeit angelegentlicher mit Geschichte und Politik. Seine erste politische Schrift: Gedanken über den patriotischen Traum, die Eidgenossenschaft zu verjüngern, erschien, während er an seinem Cyrus arbeitete, und Macchiavelli und Algernon Sidney, Platons Republik und Montesquieu zu gleicher Zeit studirte.

Alles dies machte ihn weit vertrauter mit der Wirklichkeit, als er je gewesen war, diese Wirklichkeit aber machte gegen die Unschuldswelten, in deren Dichtungen er sich immer so sehr gefallen hatte, solch einen starken Abstich, daß dadurch schwerlich etwas anders geweckt werden konnte als — Satyre. Zu einer gewissen Zeit würde Wieland sich zu bitterer Juvenalischer Satyre angestrengt haben; jetzt ergriff ihn mehr der Geist der satyrischen Laune. Spuren desselben finden sich schon in seinen früheren Schriften, jetzt aber regte er sich immer lebendiger in ihm, und der vertrautere Umgang, worein er eben um diese Zeit und unter solchen Umständen mit Luzian kam, trug hiezu nicht wenig bei. Wiewol aufs Eifrigste mit seinem

Heldengedicht beschäftigt, konnte er daher doch dem Reize nicht widerstehen, auch eine Art von satyrischem Roman zu entwerfen, der ungefähr zwischen Swifts Romanen und Luzians Dichtungen in der Mitte stand. Er sollte den Titel führen: Luzians des Jüngeren wahrhafte Geschichten, aus drei Theilen, und jeder Theil aus mehreren Büchern bestehen. Das erste Buch sollte so viel Ungereimtes als möglich, das zweite die Beschreibung von zwei Republiken, das dritte von einem Staate verständiger Bienen, das vierte von einem Volke, Pagoden genannt, enthalten, deren Regierung, Sitten und Religion er als ganz abscheulich schildern wollte. Das fünfte Buch sollte eine sehr sonderbare Reise in den Bauch eines Wallfisches voll wunderbarer Abenteuer, wie sie da aufstoßen können, enthalten. So sein Plan, den er aber nur theilweise ausgeführt hat. Diese ganze Arbeit hielt er noch viel geheimer als seinen Cyrus, und Zimmermann war der einzige Mensch, dem er etwas davon vertraute und Proben mittheilte. „Während Sie, schrieb er ihm, mit Abfassung eines sehr ernsten Werkes beschäftigt sind, amüsire ich mich damit, die ungereimtesten Possen, die ich mit meinem Bischen Witz auftreiben kann, zu Papiere zu bringen. Müde, von der Höhe der zehnten Sphäre mit den Bewohnern dieses Erdwasserballs eine

Sprache zu reden, welche sie nicht verstehen, steige ich herab, und meine Philosophie nimmt die Maske der Thorheit vor, um den Thoren zu gefallen und Weise lächeln zu machen. Da haben Sie ein Pröbchen; es ist die am wenigsten amüsante Partie des Werkes. Sagen Sie mir aufrichtig Ihr Urtheil. Hat Sie die Lektüre gähnen gemacht, so wollen wir das Ding dem Gott des Feuers opfern, und die Narren und Wolkenkuckucksheimer gewähren lassen."

Um diese Zeit stand ihm nun aber auch eine Veränderung seines äußeren Lebens bevor. Seine bisherigen Zöglinge erhielten andre Bestimmungen, und er mußte wieder an seine eigne denken. Es wurde ihm der Antrag zu einer Lehrerstelle bei der protestantischen Familie Semandi in Marseille gemacht, und weniger die vortheilhaften Bedingungen, als die Neuheit dieser Lage und die Bekanntschaft mit einer geistreichen Dame, wie die Mutter seines dortigen Zöglings, welche die Schriften von Locke und Leibnitz las, hatten nicht wenig Reiz für ihn. Auch aus Teutschland wurden ihm mehrere ähnliche Anträge gemacht, die er annehmlich gefunden haben würde, wenn er sich nicht gesehnt hätte, wieder einige Jahre in völliger Muße und Unabhängigkeit zu leben. Anfangs war er Willens, sich einige Zeit bei seinen

Eltern aufzuhalten, um in einer angenehmen Einsamkeit ruhiger an seinem Cyrus arbeiten zu können. „Ob ich alsdann, schrieb er, in meinem kleinen Vaterlande, welches ich dennoch liebe, engagirt werde oder nicht, weiß ich nicht. Was aus mir werden soll, weiß ich auch nicht. — — Ich verlasse Zürich mit Schmerzen; aber die Umstände erlauben mir nicht länger da zu seyn, indem ich theils keine Lust mehr habe, Züricher zu informiren, theils keine so angenehme und anständige Gelegenheit mehr finden könnte, als ich gehabt habe." Bald darauf machte er den Entwurf zu einer Wochenschrift, durch deren Ertrag er länger in Zürich zu leben hoffte. „Ich werde, schrieb er, alle meine Kräfte zusammen nehmen, die periodische Schrift en question so vollkommen zu machen als mir möglich seyn wird. Aber die schönsten Stunden, die in meiner Gewalt seyn werden, gehören dem Cyrus. Für das Uebrige wird mit der Zeit auch gesorgt werden." Indem er aber noch zwischen beiden Planen unentschlossen schwankte, keineswegs ganz ohne alle Besorgniß für die Zukunft, that ihm Zimmermann den Vorschlag, Erzieher des einzigen Sohnes des Rathsherrn v. S(inner) zu Bern zu werden; ein Vorschlag, der eine Zeitlang seine Unentschlossenheit nur vermehrte. „Ich möchte gerne, schrieb er, erst wissen, wie alt

der junge Herr v. * ist, und von welchem Naturell. Wenn der Herr Rathsherr v. * Blaarern und Heideggern ersetzen kann, so würde ich es als eine besondere Glückseligkeit ansehen, sein Hausgenosse zu werden. Aber ich muß doch auch wissen, von welchem Charakter seine Gemahlin und Andre von der Familie sind, mit denen ich in eine nähere Konnexion käme. Und wenn alles dieses seine Richtigkeit hat, so muß die Sache mit so vieler Delikatesse menagirt werden als nur möglich ist. Mit einem Wort, ich bin fest entschlossen, mich nimmermehr wieder in irgend eine Familie als Lehrer zu begeben, wenn es nicht Leute sind, die mich als einen Freund anzusehen und zu traktiren fähig sind. Könnte ich aber auf einen solchen Fuß in einer so edlen Familie, wie die v. *, und bei einem Manne von so großen Vorzügen, wie Sie den gedachten Herrn beschreiben, und wie er mir schon von Andern beschrieben worden, ein Paar Jahre leben, so ist mir an mehr oder weniger Gehalt nichts gelegen.“ Die Nachrichten, die er erhielt, waren befriedigend, und Zimmermann fügte so viele überzeugende Gründe hinzu, die eine Veränderung des Ortes ihm rathsam machen müßten, daß er endlich sich entschloß, diesen Vorschlag anzunehmen. Er besorgte nur noch die Herausgabe der ersten fünf Gesänge des Cyrus, die er mit größter

Sorgfalt ausgearbeitet und gefeilt hatte, und ging sodann nach Bern ab, wo er am 13. Junius 1759 eintraf.

Von Bodmer, welcher seit Erscheinung der Johanna Gray eifersüchtig auf seinen jungen Freund geworden war, weil man der Wielandischen Johanna Gray den Vorzug vor der seinigen gab, schied Wieland seinerseits auf die freundschaftlichste Art, und schrieb darüber seinem Freunde: „Bodmer und Breitinger sind, ungeachtet ihrer Mängel, sehr schätzbare Leute. Ich wünsche, daß die Berner, mit denen ich umzugehen haben werde, keine größern Mängel und eben so gründliche Verdienste haben wie diese beide.“

Wenn dieser Zug uns sein Herz unverändert zeigt, so zeigt ein anderer hergegen, wie sehr er in der letzten Zeit zum Weltkinde geworden war. Jetzt, im Begriff, nach Bern abzugehen, dachte er zum erstenmal daran, wie er sich äußerlich darzustellen habe. Er nannte es eine große Kleinigkeit, eine Nichtswürdigkeit, die er zu fragen habe, fragte aber doch, — ob es wol ungewöhnlich oder lächerlich in Bern lassen würde, wenn er zuweilen schwarz gekleidet ginge, oder einen schwarzen Rock zu einer weißen Weste trüge.

7.

Sein erworbener Ruf verschaffte ihm zu Bern eine Aufnahme, die seine Erwartung weit übertraf, allein er fühlte sich Anfangs wie aus seinem Elemente gerückt. Da er überhaupt das Land mehr liebte als die Stadt, so vermißte er die bezaubernde Lage und Gegend von Zürich, und die Schönheit der Häuser und Straßen in Bern war ihm kein Ersatz für die angenehmen Promenaden und den See zu Zürich. Die größere Geselligkeit zu Bern befriedigte ihn nicht auf die Dauer. „Man muß hier, schrieb er, zum Müßiggänger werden, um sich nach den Sitten des Landes zu bequemen. In der That hat dieser Müßiggang seine Annehmlichkeiten; man giebt und empfängt Besuche, man geht spazieren, man besucht die Landgüter seiner Freunde, man macht Lustreisen, man ißt und trinkt und schwatzt und hat Langeweile, und macht eine vergnügte Miene dazu; aber diese Art Ergötzungen verliert nicht nur in kurzer Zeit ihren Reiz für diejenigen, welche gewohnt sind, mit sich selbst zu leben, sondern auch für die Liebhaber der Freude und der Lustbarkeiten, denen nichts widriger ist, als immer im gleichen Zirkel stummer Ergötzungen herumgeschaukelt zu werden. Urtheilen Sie selbst, wie stark zuweilen meine

Sehnsucht nach Zürich seyn müsse!“ Am meisten drückte ihn sein eingegangenes Verhältniß, ungeachtet er in Herrn v. S* einen Mann von großen Vorzügen, in seiner Gemahlin eine Aehnlichkeit mit dem Engel des Paul Veronese oder Parmegiano, und in dem Hause eine auserlesene Sammlung von Gemälden, unter denen nichts Mittelmäßiges war, und eine noch weit größere Sammlung von Kupferstichen fand. Aber „alle Tage vier Stunden in den Elementen der Grammatik zu unterweisen, dabei würde, wenn es lange fortdauerte, der Geist, der den Cyrus denken, und mit Shaftesbury und Diderot und Rousseau wetteifern soll, gänzlich verlöschen, oder wenigstens zu Pygmäen werden.“ Diejenigen von den vielen seiner neuen Bekannten, die sich als Freunde näher an ihn angeschlossen hatten, der Professor Stapfer, die Rathsherrn von Bonstetten, Fellenberg, und Tscharner, sahen auch gleich Anfangs, daß diese Lage nicht für ihn sey, und suchten eine schicklichere auszumitteln. Zum Glück fanden sich vier schon mit Vorkenntnissen versehene Jünglinge, die ihm für tägliche zwei Stunden philosophischer Vorlesungen für ein Jahr 200 Kronen zu zahlen sich erboten. Herr v. S * war billig genug, ihm zu erklären, er könne ihm nicht verdenken, daß er Arrangements mache, die ihm anständiger seyen, und er selbst

habe es, wegen der Jugend seiner Knaben, nicht anders erwartet. So gab er denn im September seine Stelle auf, froh über seinen Gewinn an Freiheit und an Zeit.

Dessen ungeachtet dachte er jetzt nicht weiter an Cyrus, obschon dieser auch in Bern manchen Freund gefunden hatte, wenn gleich bei weitem nicht so viele, als in Zürich, weil man im Allgemeinen zu Bern die Gedichte ohne Reim nicht liebte. Wie sehr dieser Geschmack ihn nun auch anfänglich ärgerte, so dauerte es doch nicht gar lange, daß er sich von demselben angesteckt, und zu einem Versuche gereizt fühlte, auch den Bernern zu gefallen. Da er sehr bald fand, daß der Landbau eben ein Lieblingsgegenstand der Berner war, so entwarf er den Plan zu einem philosophischen Gedicht über den Landbau in gereimten Versen. Er hoffte es während des Sommers zu vollenden, allein Besuche, Promenaden und Lustreisen füllten alle schönen Tage desselben so ganz aus, daß es zu keiner Arbeit kam. „Gewiß, schrieb er an Geßner, diese beständigen Zerstreuungen werden mich noch gänzlich aufzehren. Ich verlange so ungeduldig nach dem Winter, als ein verliebter Arkadier nach dem Frühling; aber dann wird mein Unstern die Ackermannische Bande hieher führen, und so wird der Winter für mich wenig besser seyn, als der Sommer. Man lebt

wahrhaftig nicht, wenn man nicht mit sich selbst leben kann.“ Es kam in dem Winter genau so, wie er selbst besorgt hatte, aber nicht die gesellschaftlichen Zerstreuungen, nicht das Schauspiel waren es, was ihn diesmal von der Arbeit abhielt, sondern — die Liebe, die er hier von einer neuen Seite sollte kennen lernen.

Mariane Fels war im Besitz seines Herzens, als die Neugier ihn trieb, die nähere Bekanntschaft von Julie Bondeli zu machen. Sie war die Tochter eines seiner Bekannten, des Diakonus Bondeli, und stand im Ruf einer Philosophin, dergleichen er kennen zu lernen immer gewünscht hatte. Wir müssen von ihm selbst hören, wie es ihm dabei erging.

Am 4. Juli 1759.

Der Mademoiselle Bondeli ist es vollkommen gelungen, mich zwei ganze Stunden lang verdrießlich zu machen. Das ist ein schreckliches Mädchen, diese Mademoiselle Bondeli. Sie redete mir in Einem Zuge von Platon und Plinius, Cicero und Leibnitz, Pfaff, Aristoteles und Locke, von rechtwinklichten, gleichschenklichen Dreiecken und was weiß ich sonst; sie redete von Allem. Nichts in der ganzen Natur ist der äußersten Schnelligkeit ihrer Zunge zu

vergleichen; sie spricht so schnell, daß es nicht möglich ist, ihr mit den Gedanken zu folgen; sie hat Geist, Kenntnisse, Lektüre, Philosophie, Geometrie, sphärische Trigonometrie, aber auch die Gabe aufs Höchste, zu mißfallen. Die dummen Weiber sollen leben! Es giebt kein Mädchen im Oberlande, das ich dieser gelehrten Bondeli nicht vorziehen würde. Sie hat mich in eine wüthende Laune gegen sie gesetzt. Vielleicht daß sie mir bei einem zweiten Male besser gefällt. Aber ich zweifle daran. Ich habe bis jetzt nur wenig Weiber gesehen, aber an allen vermisse ich etwas. Die eine ist zu dumm, die andre zu gelehrt, die eine hat zu wenig Geist, die andre zu viel Launen und Grillen; dieser fehlt's am Aeußern, jene gefällt nur, wenn sie schweigt.

Den 23. Juli.

Noch habe ich, lieber Zimmermann, keine Frau gefunden, die ich mit der Ihrigen vergleichen könnte, selbst Mademoiselle Bondeli nicht ausgenommen, die sonst ein Mädchen von Verdienst ist. Ihre Ahnung, wie es mir mit ihr ergehen würde, war sehr richtig. So sehr sie mir beim ersten Besuch mißfallen hatte, so sehr gefiel sie mir beim zweiten. Beim dritten fand

ich schon ein vortreffliches Herz in ihr, und jedermann bestätigt mir diese Meinung. Sie ist äußerst offen gegen mich, und geht in ihren Deklarazionen so weit, als ein Mädchen nur bei einem Philosophen thun kann, den sie für einen ehrlichen Mann und einen Fremdling hält.

Wenn M.. ein einziges Jahr bei Ihnen leben könnte, so würde sie sehr liebenswürdig werden; sie würde diskret, weise, anmaßungslos werden, und ich würde sie zehntausend Bondelis vorziehen. Schreiben Sie mir doch, was die artige Schwätzerin von mir gesagt hat; ich verspreche alle nur mögliche Diskrezion.

Den 24. Juli.

Die Jungfer Bondeli ist eine prude par principes, und will nichts von Liebe hören. Sie ist meine Freundin und ich soll ihr Freund seyn. So sey es dann so! ich zanke nicht gern um Worte. Die Wahrheit zu gestehen, sie müßte so schön seyn als die Frau —, oder Frau —, müßte so geistreich seyn als Jungfer Bondeli, wenn eine von beiden mich verliebt machen sollte. Sie, mein glücklicher Freund, haben in M.. ein Mädchen aus dem goldenen Zeitalter gefunden. — Sie hat eine Revoluzion

in Ihrem Geiste hervorgebracht. Sie sind ein ganz leibhafter Platonist geworden. M.. ist Ihnen der Schlüssel, der Ihnen die Geheimnisse meiner Schriften aufgethan, und Sie in die verborgenen Schönheiten derselben hineinblicken läßt, die den ungeweihten Augen mit ewigem Dunkel umhüllt sind. Ha ha he! hi hi hi! Ja wol, was ist der Mensch! Wenn ich Ihnen animae dimidium meae sage, so sage ich zu wenig, Sie sind mein anderes Ich — außer noch um drei oder vier Grade hitziger, enthusiastischer, waldströmischer als ich. Alle Egaremen ts Ihres Geistes machen Ihrem Herzen Ehre. Ein Zug, wodurch Sie mir am meisten gleichen. — — — Ich besinne mich, daß mich eben diese M.. wenigstens zwei oder drei mal innerhalb fünf Jahren in einen solchen Enthusiasmus gesetzt, der dem Ihrigen ziemlich ähnlich war. Genießen Sie dieser angenehmen Bezauberung. — — Ich überlasse es der M.. selbst, Sie nach und nach wieder aus dieser reizenden platonischen Phrenesie herauszusetzen. Die Natur hat ihr das Talent gegeben, Eroberungen zu machen; aber wenn sie Ihr Herz behalten kann, so ist es das Erste.

Ich war diesen Abend bei Mademoiselle Bondeli. Sie hat Verdienste, aber sie sagt mir nicht zu. Ich finde mich nicht wohl bei ihr.

Den 11. August.

M... gefällt in der That den Meisten, die sie sehen, — aber ich finde doch nöthig, Sie ein wenig zu warnen. M... ist kein falsches Geschöpf, und doch ist sie nicht, was sie scheint. Dieses Räthsel kann Ihnen vielleicht niemand auflösen als ich. — Auch meine Aufführung gegen sie ist ein Räthsel! Ich bin genöthiget, eine gewisse Rolle zu spielen. Wie oft quält es mich, daß mir nicht erlaubt ist, gegen Jedermann und in allen Anlässen so wahr zu seyn, als ich wünschte. Aber die Verhältnisse, worein wir mit den Menschen verwickelt werden, erlauben uns selten, völlig nach unserm eignen Herzen zu handeln, und dieses ist wenigstens bei mir die eigentliche Quelle dessen, was in meinem Betragen widersprechend scheint.

Den 24 August.

Sie haben eine Ahnung, daß ich nicht über ein Jahr zu Bern bleiben werde. Sie

müssen mehr wissen als ich. Ich an meinem Orte habe eine kleine Ahnung, daß meine Verbindungen mit der Jungfer Bondeli meine übrigen Freunde kaltsinnig machen werden; sie meinen, ich wende zu viel Zeit bei ihr auf, und ich meine, man könne nicht zu viel Zeit aufwenden, um glücklich zu seyn. Ich hasse das zerstreute Leben, die vielen Bekanntschaften, die Gastereien, das Spiel und alles dieses. Die letzten vierzehn Tage sind die einzigen, die ich hier gelebt habe; ich war alle Tage bei Jungfer Bondeli. —— Sie ist nicht schön, und nicht ganz gesund. *)

Den 21. September.

Ich habe eine Bitte. Sie betrifft eine Kleinigkeit, aber diese Kleinigkeit ist mir wichtig. Madem. Bondeli will durchaus zwei von meinen Briefen sehen, worin ich von ihr gesprochen

---

*) Julie Bondeli, so schreibt eine würdige Dame mir aus der Schweiz, war eine der geistreichsten Frauen nicht nur ihrer, sondern vielleicht aller Zeiten. Die größten Männer erkannten dies an, und sie stand mit mehreren in Briefwechsel. Sie war aber häßlich; einen zurückschreckendern Kopf als den ihrigen im Bilde (in Lavaters Teutscher Physiognomik) habe ich in meinem Leben nie gesehen.

habe. Würden Sie wol die Güte haben, den ersten, worin ich ein ziemlich lächerliches Bild von ihr entworfen habe, und den letzten mir mit nächster Post zurück zu senden? Wie unangenehm mir auch diese Grille der Madem. Bondeli ist, ich muß gehorchen. Sie will Beobachtungen machen. Setzen Sie mich also in den Stand, ihr diesen Beweis von Resignazion und Selbstverläugnung zu geben.

Einige Tage später.

Ich liebe Julie, und mich dünkt, die äußerliche Schönheit ausgenommen, vereinige sie alle schönen und guten Qualitäten in sich, die ich an meinen übrigen Freundinnen vertheilt bewundert habe. Sie ist nicht so schön als * *, sie ist, wenn man will, gar nicht schön; aber sie ist alles, was man seyn muß, um zu gefallen. In einem Zirkel von Frauenzimmern, wo sie unter allen am wenigsten schön ist, zieht sie dennoch alle Mannspersonen an sich, und das ohne im mindesten Kokette zu seyn. Aber dagegen ist sie eine Meisterin in der Rolle einer petite maitresse, die sie zuweilen par principes spielt, um (wie die Gräfin in den lettres de Ninon au Marquis de Sevigné) ihre für die große Welt allzu soliden Verdienste zu

verbergen, und in der Maske einer Thörin ungestraft durch den Schwarm der ganzen Brüderschaft der mére des foux durchzupassiren. Doch ich habe mir nicht vorgenommen, von einer Maske, die sie selten und mit Ekel trägt, sondern von Julie selbst zu sprechen. Wie sehr wünschte ich Ihnen eben die Idee, die ich von ihr habe, ohne Worte, ohne Bilder, ohne Beschreibungen geben zu können! Vierzehn Tage in ihrer Gesellschaft würden alle meine Bestrebungen, nicht zu wenig von ihr zu sagen, zu Schanden machen. Kommen Sie, und sehen Sie, das ist der beste Rath. Vielleicht gefällt sie Ihnen das Erstemal so wenig als mir, aber in acht Tagen werden Sie von ihr bezaubert seyn. Niemals habe ich ein Frauenzimmer gesehen, das bei einer außerordentlichen Gleichheit der Gemüthsart, bei dem heitersten Humor, und der größten moralischen Simplizität, die nur in ihrem Alter möglich scheint, mehr Lebhaftigkeit und unerschöpfliche Ressourcen im Umgang gehabt hätte als sie. In diesen Stücken ist Sophie noch weiter hinter ihr, als Julie in Absicht der Schönheit hinter Sophie ist. Der aufgeklärteste Geist, den ich je an einem Frauenzimmer gesehen habe, und ein Herz, das der Freundschaft meiner theuern Gr. — und meiner Schwester Zimmermann würdig ist! — Aber wird es Ihnen nicht angenehmer und mir

nicht leichter seyn, einen Geschichtschreiber statt eines Enkomiasten vorzustellen? Ich kann und will kein Gemälde meiner Julie versuchen. Farben, die Ihnen, weil Sie zu entfernt und kalt sind, zu stark und glänzend vorkämen, würden mir, beim Anschauen des Urbildes, matt und verdunkelnd scheinen, und zu eben der Zeit, da ich in Ihren Augen ein Enthusiast wäre, würde ich in den meinigen ein Duns seyn. Manum de tabula!

Sie könnten auf den Argwohn kommen, Julie und mich für ein Paar ehrsame Mitglieder des verliebten Völkleins zu halten. Aber Sie werden sich irren, mein lieber Doktor. Julie ist eine Philosophin, und was noch mehr ist, sie ist ein Weib von Genie, oder wenn Sie wollen, ein weibliches Genie. Ah, werden Sie sagen, das Genie zugegeben, so ist sie doch immer ein Weib, und ich will es so gut als einen Satz des Euklides beweisen, daß sie auch der Liebe so fähig ist als eine andre. Versprechen Sie nicht zu viel, mein lieber Doktor. Eine Komposizion von Weib, Genie und Philosoph ist eine Erscheinung, die alle unsre Systeme umwerfen kann. Wir wollen jedoch sehen, was der Zeit etwa möglich seyn wird. Sprechen wir davon nach einem Jahre.

Julie scheint im vollen Ernst weder Idee noch Empfindung von der Liebe zu haben, die in den Romanen und Tragödien herrscht. Unter verschiedenen, die eine starke Leidenschaft für sie gehabt haben, ist es nicht nur keinem gelungen, sie zu interessiren, sondern es hat noch eine große Menge essentieller Meriten dazu gehört, um nicht von ihr verachtet zu werden. Sie will Freunde haben, sie hält die Freundschaft für eine vernünftige und beständige Liebe, und weil sie nicht anders geliebt seyn will, so hasset sie alles, was den Schein einer überspannten fanatischen Leidenschaft trägt. Wir haben über diese Materie eben so naive als lächerliche Disputen gehabt. Ich selbst bin, wie ich glaube, in Absicht der Liebe der Einzige in meiner Art, und ich bin stolz genug, zu glauben, daß meine Art zu lieben der Liebe der Geister wirklich so nahe komme, als es unter dem Monde möglich ist. Eine Ninon Lenclos würde ich vielleicht eben so geliebt haben wie St. Evremond. Aber ich weiß, wie man die Tugend lieben soll, und es ist mir natürlich, sie so zu lieben, wie man soll. Ich liebe alle wahrhaftig tugendhaften Frauen eben so sehr, wie ich die Tugend lieben würde, wenn sie sichtbar würde. Dieses sind keine Großsprechereien, mein Freund. Wenn die Weisheit, die Tugend, die moralische Venus, eine weib-

liche Gestalt annimmt, so muß freilich der Instinkt, der uns zu diesen lieblichen Geschöpfen zieht, sich unter die reine geistige Liebe mengen, die unserm Geist für das wahre Schöne, Gute und Erhabene natürlich ist. Aber darin besteht mein Privilegium, daß, wenn mein Gegenstand eine Julie ist, (aber nicht eine Julie wie die Tochter des Augustus) die Liebe der Engel sich natürlicher und ungezwungener Weise zu der thierischen verhält, wie eine Weltkugel zu einem Sonnenstaub. —

Alles wohl überlegt, so bin ich gerade derjenige, den Julie niemals hätte kennen lernen sollen, wenn sie diejenige Liebe niemals hätte kennen lernen wollen, die noch zärtlicher, noch lebhafter und interessanter ist als die Freundschaft, ohne minder wahr und standhaft zu seyn. Die Analogie zwischen unserm Geist und Herzen ist bis zum Erstaunen groß; gerade so viel Verschiedenheit, als zu einem Ciment der Liebe nöthig ist. Ein jedes erblickt in dem andern sein verschönertes Selbst. Jedes behauptet, das andre mehr zu lieben als sich selbst; diese Empfindung ist wahr, weil jedes das andere für sein besseres Selbst ansieht. Wir sind übereingekommen, daß jedes das andere nach seiner eigenen ihm natürlichen Art, ohne den mindesten Zwang, lieben soll, — ich, mit Enthusiasmus, weil meine Natur es so mit

sich bringt, sie ohne Enthusiasmus, aus gleichem Grunde. Ich weissagte ihr, sie würde noch so gut Enthusiast werden als ich; sie zweifelt und sagt, daß sie es wünsche, um mich glücklicher machen zu können. — — —

Es ist nichts in der Welt, nichts, was zu thun recht ist, das versteht sich, das ich nicht thun wollte, wenn Juliens Besitz der Preis davon wäre. Sie würde mich unaussprechlich glücklich machen. Aber ich sehe keine Möglichkeit. Ich müßte auf eine sehr anständige und vortheilhafte Art etablirt seyn, wenn ich berechtiget seyn sollte, eine solche Prätension zu machen, und bisher ist kein Anschein zu einem solchen Etablissement. Indessen gestehe ich Ihnen, (denn ich will recht gewissenhaft wahr gegen Sie seyn) daß ich demungeachtet hoffe; und da ich gegenwärtig durch dieses werthe Geschöpf glücklicher bin, als ich beschreiben kann, so läßt diese Hoffnung, so unwahrscheinlich sie scheint, nebst der Gewißheit, daß ich den ersten Platz in ihrem Herzen habe, keiner Unruhe und keinem quälenden Gedanken in meiner Seele Platz. Ich scheide von Julien ohne Verdruß, ohne Unmuth; ich bin lauter Wonne, wenn ich bei ihr bin, und mache eine so große Provision von Glückseligkeit, daß ich so lange daran habe, bis ich sie wieder sehe.

Die Liebe zu Serena hat mich ehmals begeistert, das Gedicht von der Natur zu schreiben. Erwarten Sie nichts Geringes von Juliens Begeisterung, die mehr, oder eben so sehr als jene Griechin, die zehnte Muse oder die vierte Grazie genannt zu werden verdient. Wenigstens ist sie es für mich, und das ist genug. Aber keine Verse, keine Reime und keine Hexameter.

In diesem letzten Punkte hielt Wieland Wort, denn das einzige, was er zu Bern schrieb, war sein Trauerspiel Klementina von Porretta, die er jedoch weit entfernt war, für das Bedeutende auszugeben, wozu ihm die Begeisterung seiner neuen Muse verhelfen würde. Denn suchte er gleich die Thränen, die bei der Aufführung dieses Stückes geflossen waren, zu Gunsten desselben geltend zu machen, so schrieb er doch schon am 2. Februar 1760 an Bodmer: „Ich habe, um nicht ganz müßig zu seyn, eine Klementine verfertigt. Sie werden die Einflüsse des Klima sehr merklich in derselben spüren.“ Richtiger würde er gesagt haben: Die Einflüsse meines Umgangs, der mich noch einmal die Macht platonischer Liebe fühlen ließ, die mich zurück zu Richardson führte, welcher eben jetzt mich um so stärker anziehen mußte, da in dem gegenwärtigen Gefühl alle Nachklänge

der Vergangenheit durch mein Herz zogen, und er mir Gelegenheit bot, mich selbst gewissermaßen in dem Lichte seines Grandison darzustellen, wenigstens bei Julien, von der ich in diesem Lichte gesehen zu werden wünschte. Dies wäre ganz kurz die Entstehungsgeschichte dieses Trauerspieles gewesen, die man kennen muß, um nicht befremdend zu finden, wie er nach dem, was vorher gegangen war, und vor dem, was folgte, eben dieses habe schreiben können. Seine Liebe hatte Antheil daran, eine Liebe, die solch einen eignen Gang genommen hatte, und solch eigner Art war. Anfangs hatte er sich ganz auf Marianens Seite hingeneigt, dann war eine Zeitlang sein Herz zwischen Marianen und Julien getheilt gewesen, endlich behauptete die philosophische Julie den Sieg über die reizende Mariane. Seine Liebe war so platonisch als je, und nicht weniger schwärmerisch, aber anstatt daß sie ihn sonst zu mystisch religiösen Flügen in übersinnliche Welten verlockt hatte, trug sie jetzt eine Art von philosophischem Charakter, und einem Dichter, der so liebte, mußte ein Held wie Grandison höchst willkommen seyn.

Zum ersten Male seit Sophiens Verluste hielt sich Wieland mit seiner Liebe nicht ganz in der Region der Poesie, sondern fing recht ernstlich an, ans Heirathen zu denken; und da

seine Lage ihm dies verbot, so dachte er jetzt auch an eine feste Anstellung. Eine Zeitlang hegte er die Hoffnung, eine Stelle in seiner Vaterstadt zu erhalten, allein diese Hoffnung ward ihm durch den damaligen Bürgermeister vereitelt. Nun sann er auf Plane, wie er sich eine, den innigsten Wünschen seines Herzens entsprechende, Lage am sichersten verschaffen könne. „Ich bin, schrieb er, nicht für das, was man Welt heißt, gemacht. Alle ihre Ergötzungen sind innerliche Plagen für mich, ob ich gleich aus Gefälligkeit daran Antheil nehme, und vergnügt dabei scheine. Ich rede von den besten und unschuldigsten Ergötzungen, die ich in der hiesigen großen Welt haben kann. Freiheit, Muße, Einsamkeit, einen Freund und eine Freundin nahe bei mir, und die Natur vor mir, — das ist die Situazion, nach der mich dürstet, und zu der ich nie gelangen werde. Ist auch ein Glücklicher auf diesem Erdboden?“ Unter den vielen Planen, die er entwarf, schien ihm endlich einer doch geeignet, ihm das ersehnte stille Glück gewähren zu können. Er ging damit um, eine Buchhandlung und eine Buchdruckerei anzulegen, und gedachte, theils seine eignen Werke, theils Sammlungen ausgewählter interessanter Stücke aus der Philosophie und schönen Literatur, theils gute Uebersetzungen der schönsten Schriften des

Alterthums und des Auslandes, zum Anfange am liebsten der Schriften Xenophons und Shaftesbury, seiner Lieblinge, zu drucken und zu verlegen. Auch seiner periodischen Schrift gedachte er wieder, zu welcher er die besten Köpfe Teutschlands um ihre Theilnahme ersuchen wollte, und für welche er selbst bereis manchen Aufsatz ausgearbeitet, zu andern den Plan entworfen hatte. *) Für die besten Uebersetzungen einiger Schriften des klassischen Alterthums, der Idyllen

*) Wir finden von ihm folgendes Verzeichniß, dessen Mittheilung über das, was seinen Geist damals am angelegentlichsten beschäftigte, den sichersten Aufschluß giebt. 1) Gemälde des Menschen in allen Gestalten, die ihm die Verschiedenheit des Klima, der Polizei, der Religion giebt. 2) Daß der Mensch gebildet werden müsse, und daß die meisten Gesetzgeber und Moralisten die Kunst Menschen zu machen nicht allzu wol verstanden haben. 3) Von den Vorurtheilen wider die Philosophie. 4) Idee eines Philosophen. 5) Hindernisse der Philosophen. 6) Was man ihnen zu danken hat. 7) Gemälde von Zoroaster, Konfutsius, Pythagoras, Sokrates, Plato, Zeno, Epikur, Plutarch, Luzian, Antonin, Julian. 8) Observations et reflexions sur les diverses formes de gouvernement. 9) Vortrefflichkeit der Aristokratie. 10) Sparta und Athen verglichen, c' est à dire une Aristocratie à une Democratie. 11) Idee einer vollkommenen Aristokratie. 12) Vom Luxus. — Vom Heroismus und von den

Theokrits, des Virgilischen Landbaus, der Briefe des Horaz, wollte er Preise aussetzen. Seine Absicht war also keineswegs, den Buchhandel nur als ein ihm einträgliches Gewerbe zu betreiben, sondern er wollte dadurch zugleich auf die Bildung der Nazion wirken, sich selbst zwar einen ehrenvollen Unterhalt verschaffen, aber mit denen, die sich mit ihm zu gleichem Zwecke verbinden würden, den Gewinn theilen.

Zur Ausführung dieses Planes riethen ihm seine Freunde die Niederlassung in dem, unter der Oberherrschaft des Kanton Bern stehenden, Städtchen Zopfingen an. Eben aber, als er am lebhaftesten damit beschäftigt war, traf ein Brief seiner Mutter mit der Nachricht ein, daß jener Bürgermeister gestorben, und jetzt gewisse Hoffnung zu einer Anstellung für ihn in Biberach vorhanden sey. Er erklärte sich

---

Helden. — Von der Politesse der Griechen. Ihr Geschmack. Ihre Ideen von den Weibern. Ihre Achtung für die Musik. Ihre Religion. — Critique de la comparaison du siècle de Pericles avec ceux de Leon X. et d' Octavien. — Kommentar über den Satz: Virtus est vitium fugere. — Vorschläge, die menschliche Gattung zu verschönern. — Von der Edukazion. — Versuch, einige schwere philosophische Aufgaben aufzulösen. — Beurtheilung der Basiliade. — Briefe von Karl Grandison an seine Pupille Emilia Jervois.

bereitwillig, eine Stelle anzunehmen, insofern sie seinen Neigungen angemessen sey, jedoch nicht die Stelle eines Rathes, denn diese sey unverträglich mit seinen andern Planen. Er wurde indeß doch zum Rath erwählt, einstimmig, und wie ihm sein Vater schrieb, zur allgemeinen Freude aller evangelischen Bürger. „Im ersten Augenblicke, schrieb er an Zimmermann, hielt ich alle meine Plane für vernichtet und meine Hoffnungen für verloren, und was mich trostlos machte, war die Unmöglichkeit, einen so ehrenvollen Ruf abzulehnen. Mein Vater, in der Besorgniß, daß ich dies thun möchte, verbarg mir, aus einer ihm eigenen Delikatesse gegen mich, den Kummer, den ihm dies verursachen würde, ließ mich aber hinlänglich die Freude empfinden, die er haben würde, wenn ich die Stelle annähme. Dies war einer der stärksten Bewegungsgründe für mich. Von der andern Seite sah ich, daß ich den Musen, der Freiheit, der philosophischen Ruhe würde entsagen müssen, um eine Stelle zu übernehmen, für die ich nicht geeignet bin, und die im Anfange, statt meine Subsistenz zu sichern, mich vielmehr zu beträchtlichen Ausgaben nöthigt, und erst späterhin und mit einem Uebermaaß von Arbeit einträglich wird. Indeß war diese Schwierigkeit, wiewol für meine gegenwärtige Lage groß genug, nicht vermögend, mich die Annahme der von meinem

Vaterlande mir dargebotenen Ehre verweigern zu lassen. Bei Erwägung aller Umstände glaubte ich die Stimme der Vorsehung zu vernehmen, die mich riefe, meinem Vaterlande Gutes zu thun. Deutlich sah ich, daß ich durch Ergreifung des günstigen Augenblicks zur Ausführung aller der Entwürfe käme, die ich seit langer Zeit zu dessen Vortheil gemacht habe. Auch sah ich mehr als ein Mittel, um die Entwürfe für mich selbst mit meinen neuen Pflichten zu vereinigen. Da die Stelle, die ich einnehmen soll, mir in meinem Vaterlande Kredit und Ansehn giebt, so schien sie sogar alle meine übrigen Unternehmungen zu erleichtern, und die Zeit des einzigen Glückes, das es für mich in dieser Unterwelt giebt, mir näher zu bringen. Diesem allem zufolge habe ich den erhaltenen Ruf angenommen, und mich eingerichtet, um am zwanzigsten Mai von hier abreisen zu können."

Zimmermann hatte um dieselbe Zeit ihm geschrieben, daß ein Baron von Klinkowström wegen einer Anstellung Wielands angefragt habe. Wieland schrieb dieserhalb an seinen Freund: „Ich kann kaum zweifeln, daß die vortheilhafte Stelle, von welcher Ihr Freund redet, sich nicht auf die Meinung beziehen sollte, die man von mir in Teutschland gefaßt hat. Die Stelle eines Professors z. B. scheint den meisten Teutschen für einen Gelehrten ohne Anstellung sehr vortheilhaft. Für mich paßt sie auf keine Weise. Die einzige für mich vortheilhafte Stelle würde die seyn, die mich von aller Art öffentlicher Geschäfte und gesellschaftlicher Pflichten befreite, und mir lebenslängliche Unabhängigkeit, Ungezwungenheit und Freiheit, in allen Dingen meinem eigenen Geschmack zu folgen, gewährte. Ich weiß wol, daß es solch eine Stelle

für mich nicht giebt; die Gesellschaft bewilligt Wohlthaten nur unter der Bedingung des Zurückerhaltens. Indeß bin ich denn doch neugierig, zu erfahren, was der Herr — (ein Minister aus Hannover vermuthlich?) — aus mir zu machen gedenkt." Einige Tage darauf schrieb er noch: „Ungeachtet es mich drängt, dahin abzureisen, wohin meine Bestimmung mich ruft, so glaube ich doch dem edlen Unbekannten die Rücksicht schuldig zu seyn, meine Abreise noch bis zum 22sten Mai zu verschieben, um seine Vorschläge zu vernehmen, und ihm von hier aus zu antworten. Entweder aber trafen diese Vorschläge gar nicht ein, oder waren von der Art, daß Wieland keine Rücksicht darauf nehmen konnte; genug, er verließ am bestimmten Tage Bern und die Schweiz, nicht ohne die dankbarsten Gefühle bei der Erinnerung an eine glücklich hier verlebte Jugend, mit dem festen Entschlusse, seiner geliebten Vaterstadt, die er seit acht Jahren nicht gesehen hatte, in dem angewiesenen Kreise seines Wirkens so nützlich zu werden als er vermöchte, vielleicht sogar — und dies Einzige preßte ihm einen Seufzer ab — auf die Gefahr hin, die treueste Geliebte seiner Jugend, die Muse, darüber verlassen zu müssen. So viel Ersatz, als für solchen Verlust überhaupt möglich ist, versprach ihm indeß die Hoffnung — Juliens Besitz als den Preis des Verdienstes, und der bis zur Grenze des Mannesalters treu bewährten Reinheit seiner Seele.

für mich nicht giebt; die Gesellschaft bewilligt Wohlthaten nur unter der Bedingung des Zurückerhaltens. Indeß bin ich denn doch neugierig, zu erfahren, was der Herr — (ein Minister aus Hannover vermuthlich?) — aus mir zu machen gedenkt.“ Einige Tage darauf schrieb er noch: „Ungeachtet es mich drängt, dahin abzureisen, wohin meine Bestimmung mich ruft, so glaube ich doch dem edlen Unbekannten die Rücksicht schuldig zu seyn, meine Abreise noch bis zum 22sten Mai zu verschieben, um seine Vorschläge zu vernehmen, und ihm von hier aus zu antworten. Entweder aber trafen diese Vorschläge gar nicht ein, oder waren von der Art, daß Wieland keine Rücksicht darauf nehmen konnte; genug, er verließ am bestimmten Tage Bern und die Schweiz, nicht ohne die dankbarsten Gefühle bei der Erinnerung an eine glücklich hier verlebte Jugend, mit dem festen Entschlusse, seiner geliebten Vaterstadt, die er seit acht Jahren nicht gesehen hatte, in dem angewiesenen Kreise seines Wirkens so nützlich zu werden als er vermöchte, vielleicht sogar — und dies Einzige preßte ihm einen Seufzer ab — auf die Gefahr hin, die treueste Geliebte seiner Jugend, die Muse, darüber verlassen zu müssen. So viel Ersatz, als für solchen Verlust überhaupt möglich ist, versprach ihm indeß die Hoffnung — Juliens Besitz als den Preis des Verdienstes, und der bis zur Grenze des Mannesalters treu bewährten Reinheit seiner Seele.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wieland, Christoph Martin, 1733-1813

C. M. Wielands sämmtliche Werke

Bd.: 50

Leipzig 1827

P.o.germ. 1983 g-50/51
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10128413-6